



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o. 23.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

(Nachdruck verboten)

Erstes Kapitel.

Etwa eine Meile von dem Badeort L. liegt wildromantisch auf felsiger Höhe am Vereinigungspunkt zweier Gebirgsschluchten das Schloß Liebenstein. Der Fahrweg von L. zum Schlosse führt durch die östlich gelegene, von einem Wildbach durchrauschte Schlucht und steigt in Windungen bergan, während ein Fußsteig, dem Gebirgswasser folgend, erst kurz vor dem Schlosse den Wanderer zu einem Aufstiege leitet, der mehrere in den Felsen gehauene, mit Gartenanlagen geschmückte Terrassen durch Stufen verbindet. Von den einzelnen Terrassen durchschneiden wieder schmale, theilweise nur bis zu Aussichtspunkten führende Stege den bewaldeten Abhang des die beiden Schluchten trennenden Höhenzuges.

Ein einsamer Wanderer, der trotz des heißen Tages den weiten Weg von L. nicht gescheut, um zu frische die kühle Schlucht aufzusuchen und hier die frische Waldbluft zu genießen, ungestört vom Treiben des Bades Lebens seinen Gedanken nachzuhängen, wird plötzlich durch einen lauten Aufschrei erschreckt, er hört über sich den Sturz eines schweren Körpers, abgebrockelte Steine rollen in die Tiefe, und als er sich umschaut, erblickt er eine alte Frau, welche beim Pilze- oder Beerensuchen fehlgetreten und mit ihrem Korbe von einem Felsenvorsprunge herabgestürzt, aber, einige Meter über ihm, dadurch vom weiteren Herabrollen gerettet worden, daß sie an dem Wurzelwerk einer mächtigen Kiefer hängen geblieben.

Den Rock abwerfend, den ziemlich steilen Felsen hinansteigend, die Verunglückte ergreift und sie auf die Gefahr hin, mit der Last selber hinabzustürzen, den steilen, gefährlichen Weg hinuntertragen, war für den kräftigen Mann das Werk weniger Minuten. Er schien es gewöhnt zu sein, den Fuß sicher auf schlüpfriges Gestein, wo es die kleinste Stütze bot, zu setzen, er erreichte glücklich wieder den gebahnten Pfad, aber jetzt schaute er sich rathlos um, die Frau hatte ein Bein gebrochen, sie stöhnte vor Schmerzen und es befand sich nicht nur kein Mensch in der Nähe, der ihm helfen konnte, die Frau fortzubringen, es war auch das nächste Haus, wo er hätte Hilfe suchen können, mindestens eine gute halbe Stunde Wegs entfernt, Schloß Liebenstein aber war kaum in dieser Zeit zu erreichen.

Der Wanderer schickte sich an, mit seinem Taschentuche, das er im Waldbache anfeuchtete, das Bein der alten Frau zu kühlen, es war kurz über dem Kniegelenk gebrochen und bereits im Anschwellen; er riß sein Halsband ab, um einen kunstgerechten Verband anzulegen, so gut dies möglich war; auf sein Hilferufen hatte Niemand geantwortet, er mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß früher oder später Jemand kommen werde, der ihm half, die Frau nach L. in's Krankenhaus zu schaffen.

Es wäre vielleicht das Richtige gewesen, wenn Willi Barning, so hieß der menschenfreundliche Wanderer, die Frau in's Moos gebettet und nach dem nächsten Dorfe gelaufen wäre, Hilfe zu holen, aber einerseits flehte die von Schmerzen gefolterte Frau, der die Umschlüge wohlthaten, jämmerlich, der Herr möge sie nicht verlassen, und er schien die Behandlung des kranken Fußes zu verstehen, andererseits war anzunehmen, daß Badegäste

von L., welche den Ausflug nach Liebenstein zu Nachmittagsparteen benutzten, heute nicht ganz ausbleiben würden. Diese mußten Hilfe schaffen, falls nicht schon vorher ein Waldarbeiter, Forstgehilfe oder sonst ein Wanderer des Weges kam.

Die Hoffnung Barning's sollte sich schon nach Verlauf einer Viertelstunde erfüllen, er hörte das Rollen eines Wagens, derselbe kam vom Schlosse her, und wenige Minuten später bog ein leichtes, elegantes Gefährt um die Waldecke.



Der Kunstliebhaber. Nach einem Gemälde von H. Volz. (S. 267.)

Das Coupé war leer. Barning rief den Kutscher an und forderte ihn auf, die verunglückte Frau nach L. zu fahren.

„Das darf ich nicht,“ antwortete der Kutscher. „Ich soll hier im Grunde meine Herrschaft erwarten.“

„Ihre Herrschaft wird es nur billigen, wenn Sie in deren Namen ein gutes Werk thun. Die Frau muß in's Spital. Es handelt sich vielleicht um ein Menschenleben. Ich will die Verantwortung übernehmen, es soll Sie keine Strafe treffen, im Nothfall entschädige ich Sie.“

Der Kutscher schüttelte den Kopf. „Ich darf nicht,“ versetzte er. „Meine Gnädige soll sehr streng sein. Sie wird wohl bald kommen, da können Sie ja mit ihr reden.“

„Wo ist sie? Ich werde ihr entgegengehen.“

„Ich weiß nicht, auf welchem Wege sie kommt, sie wollte zu Fuß in den Grund hinabsteigen. Ich soll hier auf und ab fahren, es kann lange dauern, auch nicht — ich muß sie erwarten.“

„So fahren Sie wenigstens in scharfem Trabe nach dem Dorfe und schaffen Sie mir Hülfe; Sie können in zwanzig Minuten zurück sein, so lange wird Ihre Herrschaft wohl warten.“

Der Kutscher verweigerte auch diesen Dienst, da verlor Barning die Geduld. „Ich fordere, daß Sie mir Hülfe leisten,“ rief er; „Sie machen sich strafbar, wenn Sie es verweigern. Ihre Herrschaft wird warten und muß warten, ich zeige Sie an, wenn Sie mir nicht auf der Stelle helfen, die Kranke in den Wagen zu heben.“

„Da kommt meine Herrschaft,“ antwortete der Kutscher und Barning sah zwei Damen einen Felsensteig herabschreiten. Die Damen hatten jedenfalls den Wortwechsel gehört. Die vornehmste derselben, eine hohe, schlanke, jugendliche Erscheinung, maß den Fremden, der in Hemdsärmeln, ohne Halstuch, die Kleider vom Erstklettern des Felsens befreit, ihr im ersten Augenblick als ein Arbeiter erscheinen mochte und der sich doch herausnahm, ihrem Kutscher Befehle erteilen zu wollen, mit strengem, hochfahrendem Blick.

„Vorfahren!“ herrschte sie dem Kutscher zu, als erwarte sie, daß mit diesem Befehle der Streit erledigt sei.

„Meine Dame,“ rief Barning, sich ihr nähernd, „hier liegt eine Verunglückte hilflos. Wenn Sie Ihren Wagen nicht eine halbe Stunde entbehren und zum Transport der Kranken hergeben wollen, so bitte ich, daß Sie mir wenigstens Hülfe leihen.“

Die Dame war mit ihrer Begleiterin, während er sprach, in den Wagen gestiegen, sie hatte vielleicht den Zudringlichen durch Nichtbeachtung abweisen wollen, aber er hatte die Hand auf den Wagen gelegt, er schien sie mit Gewalt am Abfahren hindern zu wollen, es empörte Barning, daß die Dame von seiner Vorstellung keine Notiz nahm.

„Entfernen Sie sich,“ herrschte die Dame, welche die Dreistigkeit des Fremden vielleicht beunruhigte und deren Stolz es widerstrebt, Angst zu verrathen, „ich werde Leute herbescheiden!“

Die Verunglückte stieß ein Schmerzensgestöhn aus. Die Dame wollte schon dem Kutscher winken, die Pferde anzutreiben, die Klagelaute machten sie doch unschlüssig, auch hatte ihre Begleiterin ihr einige Worte zugeflüstert. Sie warf jetzt einen prüfenden Blick auf den Fremden, nachdem sie sich auch nach der Kranken umgesehen.

„Was ist der Frau geschehen?“ fragte sie schroff und kurz.

„Sie hat das Bein gebrochen. Wenn eine Entzündung die Gefahr vermehrt, so werden Sie es bereuen, der Hülfslosen Mitleid verjagt zu haben.“

Die Dame schaute befremdet auf. Es war doch wohl kein gewöhnlicher Arbeiter, der also sprach. Sie bemerkte jetzt, was sie in der ersten Erregung übersehen, daß seine Wäsche vom feinsten Linnen, seine Weste von Seide, es mochte aber auch in dem Ausdruck seiner Züge etwas liegen, was ihr wider Willen imponirte, sie ihr hochfahrendes Auftreten bereuen ließ. „Man bittet um meine Hülfe!“ versetzte sie, das große, funkelnde Auge auf den Fremden heftend, „Sie maßen sich an, meinem Kutscher Befehle zu erteilen. Was kann ich thun, der Frau zu helfen?“

„Die Kranke muß so bald als möglich in's Spital.“

Die Dame wartete kaum die Antwort ab, sie verließ den Wagen, ihre Gesellschafterin stieg ebenfalls aus.

„Fahren Sie nach dem Schlosse,“ wandte sich die Dame zu ihrem Kutscher, „es soll sofort eine Tragbahre hergeschafft werden. Die Kranke wird auf's Schloß gebracht, dann holen Sie den Arzt aus L. Schonen Sie die Pferde nicht. Kann ich sonst etwas thun?“ fragte die Dame den Fremden, nachdem sie diese Befehle erteilt.

„Nein. Ich werde den Fuß der Kranken inzwischen fassen. Ich danke Ihnen für die verheißene Hülfe.“

„Sie haben nichts zu danken.“

Damit nahm die Dame den Arm ihrer Gesellschafterin und setzte mit derselben ihren Weg fort, mit stolzer Kälte sich von dem Fremden abwendend, dessen Blick sie mit erwachendem Interesse gemustert, seit sie so unvermuthet ihre Entschlüsse geändert.

Willi schaute der stolz Davonschreitenden nach, ein eigenthümliches Lächeln, welches seine Lippen umzuckte, verrieth, daß die nichtachtende, wegwerfende Art, mit der ihn die Dame abgefertigt, ihn weniger verletzte, als ein spöttisches Bedauern erzeugte, er schien es zu beklagen, daß ein so schönes Weib durch ihren Dünkel jeden günstigen Eindruck verschleuche. Ein Gefühl dieser Art hatte sich jedenfalls

schon im Ausdruck seiner Züge verrathen, als er der Dame noch gegenüberstand; sie mußte es bemerkt haben, daß er ihr die devote Haltung, die sie forderte, versage, denn kaum hatte sie sich aus der Hörweite des Fremden entfernt, als sie ihrer Erregung Luft machte. „Ein impertinenter Mensch!“ sagte sie zu ihrer Begleiterin. „Am Ende war es gar der Hörster.“

„Nein,“ lächelte das junge Mädchen an ihrer Seite, „Den hätte ja der Kutscher gekannt. Der weiß es auch wohl schon, daß Sie hier sind, und hätte größern Respekt gezeigt. Der Herr sah auch nicht aus wie ein Jäger, er ist jedenfalls ein Badegast aus L. oder ein Tourist. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber ich glaube, Sie faßten das Verlangen des Mannes zu schroff auf; er hat sich selber der Verunglückten sehr warm angenommen, er scheint sehr menschenfreundlich.“

„Ja, ja, Sie haben Recht, Helene,“ unterbrach die Dame ihre Begleiterin, deren zögernde Sprache verrieth, daß das junge Mädchen sich fürchtete, ihre Herrin durch ein zu offenes Wort zu erzürnen. „Ich hätte anders auftreten sollen. Aber ich war zu erregt über den Brief und das Blut stieg mir in den Kopf, als ich hörte, daß Jemand meinem Kutscher Befehle erteilte und sagte, ich müsse warten.“

Das Antlitz der Dame hatte sich hoch geröthet, es war ihr anzusehen, daß sie über sich selber unmutig, ihr Busen mochte heftig, und es war, als wolle sich eine Thräne in das von schmerzlicher Erregung, Bitterkeit und Leidenschaft glühende Auge drängen.

Helene schaute ihre Herrin mit warmer, zärtlicher Theilnahme an. „Sie sind so gut,“ sagte sie mit bewegter Stimme. „Ich weiß zwar nicht, was es ist, das Sie so tief erschüttert, so heftig erregt hat, aber Sie haben die Reise hieher gemacht, um sich zu erholen. Denken Sie, daß jedem trüben Tage wieder Sonnenschein folgen muß, daß oft eine böse Nachricht weniger schlimm ist, als wir meinen. Vertrauen Sie auf Gott.“

„Sie sind ein braves, liebes Mädchen, Helene,“ unterbrach sie die Baronin. „Sie wollen mich trösten, Sie denken, irgend ein Mißgeschick habe mich erregt. Nein, ein Unglück hätte ich Ihnen mitgetheilt, über ein Aergerniß oder einen Verlust hätte ich mich hinweggesetzt. Der Brief, den ich erhalten, hat mich an etwas erinnert, das meine Seele auf's Tiefste empört, was dem Herzen Bitterkeit und Verachtung gegen die Menschen einflößt, das Vertrauen zur Menschheit vergällt. Man verliert die Lust, Mitleid zu üben, Weichheit des Herzens ist Thorheit.“

„Ich werde nun nicht nach L. fahren können,“ unterbrach sich die Baronin plötzlich, als wolle sie sich gewaltsam von dem Gedanken losreißen, welche sie erregten. Ich vergaß dem Kutscher zu sagen, mir einen andern Wagen zu schicken, und das ungewohnte Bergsteigen greift mich an.“

„Wenn ich Sie allein lassen darf, gnädige Frau,“ erbot sich Helene, „so eile ich zum Schlosse und beordere einen Wagen.“

„Nein,“ versetzte die Baronin, „das muthe ich Ihnen nicht zu. Wenn ich mir Zeit lasse und öfter ausruhe, komme ich schon hinauf. Es ist vielleicht Bestimmung des Schicksals, daß ich behindert worden, ein möglicherweise zu rasch gegebenes Versprechen zu erfüllen.“

Es lag in dem Blicke, den die schöne Frau bei diesen Worten auf Helene heftete, etwas Forscheudes, als wolle sie in der Seele ihrer Gesellschafterin lesen, wie diese urtheile.

„Seine Heiligkeit werden für Ihr Ausbleiben keine Erklärung haben,“ versetzte Helene, „wenn die gnädige Frau heute gar nicht nach L. fahren.“

„Der Prinz wird sie sich holen, wenn ihm etwas daran liegt, mir keinen Wortbruch aus Laune vorzuwerfen.“

„Er wird eine Gleichgültigkeit darin sehen, wenn Sie ihm nicht wenigstens einen Boten senden, der Ihr Ausbleiben entschuldigt.“

„Mag er das! Ich würde mich eher zu dieser Rücksicht verstehen, wenn er kein Prinz wäre, der als solcher Ansprüche machen kann. Ich habe dem Manne, nicht dem Prinzen die Zusage gegeben und sie noch obenein unbestimmt gehalten. Es wird sich jetzt zeigen, ob die Sehnsucht des Mannes den fürstlichen Stolz überwindet.“

Es entstand eine Pause und es schien der Baronin peinlich zu werden, daß Helene nicht antwortete. „Es ist sehr fraglich,“ begann die Baronin plötzlich, wie mit sich selber sprechend, „ob es zum Glücke führen kann, einer Neigung Gehör zu geben, die uns Keiner gönnt und bei der wir selber nicht wissen, wie weit uns die Eitelkeit dabei beistimmt, derselben zu trauen. Sagen Sie mir offen, Helene, glauben Sie, daß es eine ernste, tiefere Neigung ist, welche den Prinzen veranlaßt, mir zu huldigen?“

„Gnädige Frau, ich wage es nicht, mir ein Urtheil zu erlauben.“

„Ich bitte Sie darum. Ich glaube, daß Sie mir treu ergeben, und das natürliche Gefühl schaut klarer als der Witz der Klügsten.“

„Gnädige Frau, ich würde, so lange ich den geringsten Zweifel hegte, ob Jemand mich wahrhaft liebt, um so länger mit einem Entschlusse zögern, je größer das Opfer ist, das man mir bringen soll.“

Der Baronin stieg wieder das Blut in's Antlitz. „Glaubte ich, daß er wähnt mir ein Opfer zu bringen, wenn er mir seine Hand bietet, Helene,“ rief sie, „bei Gott, ich wies ihm die Thüre. Wenn er sein fürstliches Blut für edler hielte als das meine, so dürfte er nicht die Kniee

vor mir beugen, er dürfte mir nicht begehrend nahen, wenn er das leiseste Bedenken trüge, ob ich seines Namens werth, sonst wäre seine Bewerbung ein Schimpf, keine Huldigung. Er ist der entfernte Verwandte eines kleinen Fürsten, der nur dem Namen nach regiert, er hat ein geringes Vermögen; eine Prinzessin würde ihn schwerlich nehmen, sein Titel ist Alles, was er besitzt und mir bietet; den bringt jeder Mann dem Weibe, das er erwählt; soll ich das ein Opfer nennen? Ich bringe ein Opfer, ich setze mich dem Reide, der Mißgunst aus, und zu einem solchen Schritte kann mich nur der Gedanke bestimmen, daß ein Prinz, der um die Hand einer bürgerlich Geborenen wirbt, sich das reiflicher als ein verschuldeter Edelmann überlegt, seine Gefühle ernst prüft, ehe er sich entscheidet.“

„Sie werden schwerlich fehlgehen, wenn Sie dem Zuge Ihres Herzens folgen.“

Ein bitteres Lächeln zuckte um den Mund der Baronin. „Dann ginge ich eher in ein Kloster als nochmals in die Ehe!“ murmelte sie vor sich hin. „Ein betrogenes Herz verlernt das Vertrauen. Ich will vergessen, ich will das Leben genießen.“

Der Fußweg, den die beiden Damen zum Schlosse eingeschlagen, durchschnitt den Fahrweg. Die Damen waren langsam gegangen und hatten öfter geruht, wozu die an vielen Stellen angebrachten Bänke eingeladen. Es mochte eine Stunde vergangen sein, seit das Rencontre mit Willi Barning stattgefunden. Der Arzt, den das Fuhrwerk geholt, kam bereits vom Schlosse zurück, er ließ seinen Wagen halten, als er die Damen bemerkte, verließ denselben und fragte ehrerbietig grüßend, ob er die Ehre habe, die Frau Baronin von Lieben vor sich zu sehen, er stellte sich als Doktor Wurm von L. vor.

„Ich begegnete mit meinem Gefährt Ihrer Equipage, gnädigste Frau,“ sagte der Arzt, als die Baronin ihre Bewunderung darüber aussprach, daß er schon auf dem Schlosse gewesen, „ich habe der armen Frau, deren Sie sich in so hochgelehrter Weise angenommen, den Verband angelegt, die Sache ist ohne jede Gefahr, da die Person die beste Hülfe erhalten hat und jetzt dank Ihrer Barmherzigkeit in guter Pflege ist.“

„Ich habe dabei sehr wenig gethan,“ versetzte die Baronin. „Kennen Sie den Mann, der meine Hülfe zu Gunsten der Verunglückten angesprochen?“

„Nur dem Namen nach, gnädigste Frau, er heißt Barning und kommt, wie die Kurliste besagt, aus der Schweiz. Er bewohnt ein abgelegenes, aber sehr komfortables Quartier, ist seit einigen Tagen in L., hat aber noch mit keinem Menschen Bekanntschaft geschlossen, keinen Arzt gewählt. Das Letztere ist mir jetzt erklärt; er wick zwar meiner Frage deßhalb aus, aber er muß Mediziner sein, da er den gebrochenen Fuß wie ein Sachverständiger und zwar sehr geschickt verbunden hatte. Er ließ mich jedenfalls mit holen, weil er hier keine Praxis üben will.“

Die Baronin hatte bei dem Namen Barning betroffen und überrascht aufgehorcht, aber sie brach das Gespräch ab, indem sie den Arzt ersuchte, die Behandlung der Kranken fortzusetzen, sie hatte nur noch wenige Minuten bis zur obersten Schloßterrasse und legte den kurzen Weg in Begleitung ihrer Gesellschafterin schweigend zurück, es mochte einen peinlich verstimmenden Eindruck auf sie gemacht haben, daß der Mann, den sie so schroff behandelt, Ansprüche auf größere Rücksichten machen durfte.

Die Baronin trat in eine Laube von Gaisblatt und Jasmin, beauftragte Helene, ihr einige Erfrischungen hieher zu bestellen, und kaum war sie allein, so zog sie den Brief wieder aus der Tasche, den sie kurz vor dem Verlassen des Schlosses mit den Postfächern erhalten und dessen Inhalt sie in so leidenschaftliche Erregung versetzt.

Der Brief war von dem Notar, der in der Residenz ihre geschäftlichen Angelegenheiten führte. „Es wird Sie überraschen, gnädige Frau,“ so lautete es darin, „daß ich Ihnen so bald nach Ihrer Abreise einen Brief nachschicke. Aber ich habe durch einen glücklichen Zufall in Erfahrung gebracht, daß die Person, nach deren Aufenthalt und Verhältnissen ich mich in Ihrem geschätzten Auftrage erkundigen sollte, die Schwester des Hörsters Zornau auf der Herrschaft Liebenstein ist; Sie werden, gnädige Frau, daher besser als ich in der Lage sein, weitere Recherchen einzuziehen.“

Weiter als bis zu diesem Punkte hatte die Baronin den Brief noch nicht gelesen, heftig erregt hatte sie das Papier in der sich leidenschaftlich ballenden Hand zerknittert und in ihre Tasche gesteckt. Auch jetzt zitterte ihre Hand, als sie das Papier von Neuem entfaltete, dunkle Röthe stieg ihr in's Antlitz, es funkelte eine düstere Leidenschaft aus ihren Augen.

Geraume Zeit verging, ehe ihre Erregung es ihr gestattete, einen Blick auf den weiteren Inhalt des Schreibens zu werfen, es schien ihr Alles gleichgültig zu sein, was noch folgen könne. Aber kaum hatte sie einige Zeilen des Folgenden überflogen, als sie aufmerksamer wurde. Der Notar sprach das Bedauern aus, sie im Genuß der Sommerfrische noch mit einer andern Angelegenheit belästigen zu müssen. „Der Justizrath Frelich reist, wie ich erfahren habe heute nach Bad L. und zwar um dort, wie mir die Indiskretion seines Schreibers verrathen, mit einem Herrn Barning zusammenzutreffen. Sie begreifen, gnädige Frau, von welcher Wichtigkeit diese Nachricht wäre, wenn dieser Herr Barning in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ihnen stehen oder solche geltend machen sollte. Ich habe

das war für höchst unwahrscheinlich, aber die Nachricht ist doch zu wichtig, um sie Ihnen vorzuenthalten.“

Ella von Lieben ließ die Hand mit dem Briefe in den Schoß sinken, der Ausdruck ihrer schönen Züge nahm etwas unbeschreiblich Bitteres an, ihr Auge schaute in's Blaue, als wolle sie den Himmel fragen, warum er gerade ihr stets neue Sorgen schicke.

Als der Baderarzt den Namen des Fremden mit Barning bezeichnet, hatte sie das einen Moment stutzig gemacht, denn Ella war selbst eine geborene Barning, aber sie war dem Namen öfter begegnet und glaubte bestimmt zu wissen, daß kein Barning existire, der mit ihr verwandt; es war, wie wir später erklären werden, darnach geforscht worden. Wie kam der Vertreter ihrer Interessen dazu, plötzlich die Berücksichtigung auszusprechen, der Fremde im Bade könne als ihr Verwandter auftreten wollen, und der Justizrath Frelich — der Testamentsvollstrecker und frühere Vormund Ella's — gehe wegen dieses Barning nach Bad L.?

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

II.

Mit den Worten: „Run, wo fängt es denn bei Ihnen mit dem Patentdingern eigentlich an? — Wir haben doch nicht etwa draußen schon das Wichtigste übersehen?“ trat Herr Hirschstein in Begleitung seines Freundes, des Postsekretär Müller, in das Privatgemach des Herrn Blesing ein. Nachdem Letzterer am Stammtische, dem er sich inzwischen zugesellte, die Einladung zur Besichtigung seiner Roborienkammer nochmals wiederholt hatte, verabschiedeten die beiden genannten Herren, ihren neuen Bekannten am folgenden Tage zum Frühstück in den „Drei Enten“ abzuholen und bei dieser Gelegenheit gleich Einiges von dessen Schöpfungen in Augenschein zu nehmen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, meine Herren!“ Mit dieser Begrüßung erhob sich der Angeredete von einem jener modernen, in unzählbare Gefalten umzuwandelenden Universalstühle und ging den Eintretenden entgegen. „Ich muß Ihre letzte Frage allerdings bejahen und Sie bitten, wenn wir, wie es Ihr Wunsch ja sein scheint, systematisch vorgehen wollen, noch einmal, und zwar bis an die Grenze meines Bereiches, mit mir umzusehen. Ich habe nämlich erst gestern an die Vorjahrsfeier ein neues englisches Schloß anhängen lassen, das Ihnen sicher interessant sein wird. Jedenfalls haben Sie schon selbst die Erfahrung gemacht, wie schnell die Riegel der Drückerklöpper das ursprüngliche leichte Spiel verlieren, und wissen auch wohl, daß die, abgesehen von dem Einriß des Schmiermaterials, hauptsächlich in der nachlassenden Spannung der Feder seinen Grund hat. Deshalb muß man es mit Freude begrüßen, daß dieses schwierige Organ bei den so stark strapazierten Drückerklöppern nunmehr entbehrlich geworden ist.“

„Man hatte jetzt die Vorjahrsfeier erreicht und mit großer Gewandtheit löste Blesing mittelst eines kleinen, seinem Taschenmesser beileihenden Schraubenziehers sowohl die Schrauben, welche das Schloß an der Thür festhielten, wie auch diejenigen, welche zum Zusammenhalten des Schloßes selber dienten.“

„Sie sehen hier,“ fuhr er fort, „ein großes flaches Gewicht, das ziemlich die Hälfte des Schloßkastens ausfüllt und durch diesen kleinen Hebel auf den Riegel einwirkt. Wenn ich jetzt den Riegel zurückdrücke, wird das Gewicht angehoben und schiebt nun, sobald der Druck der Hand nachläßt, den Riegel wieder nach vorn, übernimmt also vollständig die Funktion der Feder, ohne jedoch wie diese jemals zu erschaffen oder zu brechen oder sich in den Riegel einzuklemmen.“

„Wieder eine Idee, bei der man sich fragen muß, warum man nicht schon längst auf dieselbe verfallen!“ bemerkte Hirschstein.

„Würden Sie die Güte haben, mir die Bezugsquelle dieser Schloßer anzugeben? Das ist ja ein Artikel für mein Geschäft!“

„Mit Vergnügen. Ch. D. Douglas & Co. in London. Der Handelsname dieser Gewichtsschloßer ist „Open Sesame.““

Während sich Hirschstein die Adresse notirte, hatte Müller ein eigenhändliches, im Vorjaal aufgehängtes Bild in breitem Goldrahmen mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet und schien noch nicht recht darüber in's Klare kommen zu können, ob denn die Umrisse dieses Bildes, etliche kleine Fische und anderes Wassergethier, sich wirklich, wie es den Anschein hatte, bewegten, oder ob nur eine Täuschung seines Auges vorliege.

„Sind Sie vielleicht ein Freund von dem, was da kreucht und kriecht, Herr Sekretär?“ fragte Blesing, der den Augen seines Besuchers gefolgt war.

„Wenn der Besitz von drei Vögeln, zwei Wäpfen, sechs Goldfischen, zwei Schildkröten und ebensovieleu Eidechsen ein Anrecht auf Beilegung dieser Bezeichnung verleiht, allerdings!“

„Aum dann werde ich Ihnen jenes übrigens wenig mäßige Werk meiner Hände, dem eine in einer französischen Zeitschrift gesandene Idee zu Grunde liegt und dessen Anfertigung auch Ihnen nicht schwer fallen wird, ein wenig erläutern. Hinter diesem Goldrahmen, der von einem austrangierten Oelradbilde stammt, befindet sich ein oben offener Zinblechkasten, dessen Vorderwand von der einen Seite her aus einem Rahmen gefügten Glascheibe gebildet wird und dessen Seitenwände leistungsfähig, und zwar oben wesentlich breiter als unten sind.“

Wie Sie bemerken, ist in Folge dieser Anordnung die Ausleuchtung unten nicht auffallend und auch das schräge Ueberhängen der Vorderfläche ist man ja von hoch aufgehängten Bildern und Spiegeln her gewöhnt. Dieses Bilderaquarium, in dem sich einstweilen zwei Fische und einige Schwimmtiere augenscheinlich wohl befinden, wird von oben her täglich mit frischem Wasser gefüllt, während das verbrauchte durch den kleinen Hahn hier unten abgelaufen wird. Ich bin jetzt darüber, mir als Pendant ein Terrarium anzufertigen, bei dem ich die Glasplatte durch feinste Drahtgaze ersetzen werde.“

„Leider habe ich zu derlei Arbeiten wenig Geschick,“ bemerkte Müller, „aber ich denke mit Hilfe meines intelligenten Klemmners schon ein solches Bilderaquarium zu Stande zu bringen und danke

Ihnen für die Erklärung Ihres hübschen Vorbildes noch ganz besonders.“

„Da wir einmal das Thierreich gestreift haben,“ sagte Blesing, „so möchte ich Sie bitten, mich nach der Küche zu begleiten, in der ich seit einigen Tagen ein originelles Thier untergebracht habe. Es würde mir aber interessant sein, wenn Sie mir zuvor einmal Ihre Ansicht darüber aussprechen wollten, wie man es wohl anzustellen hätte, um Mäuse und Ratten zu verschrecken — nicht zu fangen — ohne sich den mit dem Halten einer Rasse meist verknüpften Unzulänglichkeiten auszuweichen.“

„Wissen Sie,“ versetzte sogleich Hirschstein, „da brauche ich meinen Scharfsinn gar nicht erst anzufragen. Als ich noch ein Kind war, wohnte neben dem Hause meiner Eltern ein altes, geiziges Ehepaar, das, um die Unterhaltungskosten einer Rasse zu sparen, allabendlich in dem Keller, der Speisekammer und den anderen von den Mäusen besonders frequentierten Räumlichkeiten etwa eine halbe Stunde lang auf das Tauschende selbst miente.“

„Ohne Zweifel eine ingenieure Idee!“ fiel Blesing lachend ein, „aber ich glaube, Ihr altes Pärchen wird doch jetzt von einem Amerikaner noch übertrumpft. — Betrachten Sie einmal jene Rasse dort auf dem Tische, — man war mittlerweile in die Küche gelangt — welche sich jetzt, einem dringenden Bedürfnisse folgend, jenseit!“

„Die lebt doch nicht!“ warf nach einiger Betrachtung Hirschstein schüchtern ein. „Das ist eine, übrigens recht gute, Imitation von Papiermache oder Terracotta!“

„Von letzterem Material, Sie haben es getroffen, werden jedoch Zweck und Wirkung des Ganzen noch nicht herausgefunden haben. Nun, ich will einmal die Fensterladen schließen!“

Dies geschah und kaum war der Raum dunkel gemacht, so strahlte das ganze Thier in mäßig hellem Schein, die Augen aber leuchteten und funkelten in unerkennbarer Mordlust.

„Balmmain'sche Leuchtfarbe?“ fragte Müller.

„Ja wohl!“ erwiderte Blesing, „wenigstens der Anstrich des Körpers, — die Augen sind besonders präpariert, — weshalb das Thier auch bei Tage dem Lichte ausgesetzt werden muß. Des Nachts dagegen wird es in den von den kleinen Rägern vorzugsweise besuchten Räumen aufgestellt und scheint bisher schon gut gewirkt zu haben.“

„Ich will gern glauben,“ meinte Hirschstein, „daß die Maus es nach dem ersten Anblick ihrer Freundin nicht erst auf eingehende Untersuchung daraufhin, ob Schein oder Sein vorliege, ankommen lassen wird. Nur will es mir scheinen, als ob es, da doch die Rasse hier hauptsächlich durch die Augen wirkt, besser wäre, derselben eine Art Januskopf mit vier Augen zu geben. Die Mäuse, welche von der anderen Seite kommen, würden dann auch gleich gebührend begrüßt, und zu einer Untersuchung des Naturwunders werden sie sich, wie gesagt, kaum die Zeit nehmen.“

„An Ihnen, Herr Hirschstein, steht ein Erfinder!“ entgegnete Blesing mit einem des herrschenden Dunkels wegen nicht wahrnehmbaren Lächeln. „Theilen Sie Ihre Idee nur immerhin einmal dem Amerikaner mit, dessen Adresse ich Ihnen nachher geben will!“

Der Kunstliebhaber.

(Bild S. 265.)

„Kunst bringt Günst“, vor Allem aber die der Malerei, welche Jeder versteht — die Landschaft, in der er lebt, den Wald, das Gebirge kennt jeder Bauer wieder und ein schöner Mädchenkopf auf der Leinwand oder dem Papier bedarf keiner Erklärung. So sehen wir denn auf unserem Bilde den bäuerlichen Kunstliebhaber mit großem Vergnügen die landschaftlichen Studien betrachten, welche der eingetretene Maler im Zimmer liegen gelassen. Der Alte hält den stattlichen jungen Mann für einen Zauberer und hat ihm seine Besuche so billig wie möglich gestellt, des Wirths junges Tochterlein denkt ähnlich wie ihr Herr Papa, nur sind bei ihr die Kunstgefühle weniger entwickelt als jene für den Künstler. Der schlafende Mann mit den braunen Augen, dem der Sammetrock so wunderschön sitzt, der so weiße, seine Hände hat, erregt ihr im Herzen die Sehnsucht nach einer andern, höhern Welt als der bäuerlichen, welche sie umgibt, und wenn er vor ihr steht und so sanft und klug spricht, doch ihr das Herz gewaltig. Sie würde ihm wohl kaum einen Kuß verweigern können, wenn er ihn haben wollte, sinnt sie, indeß der Herr Papa die Bilder sich ansieht, im Herzen den Künstler lobt und keine Ahnung davon hat, daß seines Tochterleins junges Herz dasselbe thut.

Das Kartenhaus.

(Bild S. 269.)

Des Kindes Leben ist ein poetischer Traum, ihm gestaltet sich die Wirklichkeit zum glücklichen Märchen, in dem es mitschwebt. Das Stückchen Holz wird ihm zum Meeresschiff, ein Steden zum kühnen Kof, mit dem Holzstiel bekämpft es eine Armee von Feinden und mit sechs Kartenblättern baut es sich einen Palast, der so schön ist wie der, in welchem der König wohnt — alles die in seiner Phantasie und doch ist dieser Bildungs- und poetische Vervollkommnungstrieb der gestaltenden Seele sehr bedeutungsvoll, denn aus ihm entwickeln sich die Talente und Gaben, die dem Menschen später seine Lebensbahn weisen. Meist wird der erwachsene Mensch etwas ganz Anders, als was er in den Kinderjahren so eifrig gespielt — der leidenschaftliche Baumeister als Kind wird dereinst ein ernster Staatsbeamter, der ewig schreinernde Knabe ein Dichter, der stets vom Militärdasein träumende ein Poet — trotzdem aber tragen diese Jugendphantasien viel dazu bei, den Geist zu schärfen, die Kombinationskraft zu stärken und das Gemüth nach bestimmten Richtungen zu entwickeln, das Alter jedoch, in dem man noch Kartenhäuser baut, ist das glücklichste, da ist die ganze Welt noch herrlich klingende Musik. — Schon mit dem Beginn der Schuljahre versinken manche lebende Töne und gibt es schon Mißklänge. Auf unserem Bilde erblicken wir ein liebliches kleines Mädchen, das noch in dem Paradiese lebt, ein Wesen, in dem noch keine Ahnung aufgegangen, daß es ein Dämon gibt und aus Kartenblättern seine Märchenpaläste baut.

Albumblatt.

Einer Braut.

Ich sah als Kind dich geh'n im Mädchenkleide,
Ich hab' dich oft auf meinem Arm getragen,
Dein Kinderherz hat warm für mich geschlagen,
Du warst mir Lust und süße Augenweide.

Ich bot dir Trost in manchem Herzeleide,
Mein Mund erzählte Märchen dir und Sagen,
Für tausend Wunder hatt'st du tausend Fragen,
Und stets von mir begehrtest du Bescheide.

Nun blüht du selbst als holdes Schönheitswunder,
Und aller Wunder größtes hat erfahren,
Die stolz dort geht als Königin desalles.

Dir fiel in's Herz der Liebe heller Zunder,
Du nickst mir zu und ein'st dich rasch den Paaren
Im Arm des Manns, der nun dein Glück, dein Alles.

Ein berühmter Arzt.

Novelle

von

Pauline Schanz.

(Nachdruck verboten.)

Durch eine der schönsten Straßen einer größeren deutschen Residenzstadt fuhr eine elegante Equipage, in deren Fond sich eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame zurückgelehnt hatte. Das Gespann hielt vor einem Hause, neben dessen Eingangstür ein Metallschild die Worte zeigte: „Dr. Eberhard Vollmar, Medizinalrath.“

Die Dame stieg aus und trat in das Haus, doch als sie eiligen Fußes die teppichbelegte Treppe emporsteigen wollte, stockte sie plötzlich, schöpfte tief Athem und drückte die Hand gegen ihre Brust. Bald darauf zog sie die Glocke im ersten Stockwerk. Ein Diener öffnete ihr und führte sie, nachdem sie ihren Wunsch geäußert, den Herrn Medizinalrath zu sprechen, in den Wartesaal mit dem Bedeuten, daß sie sich einige Zeit gedulden müsse.

Die Dame befand sich noch allein in dem mit einfacher Kostbarkeit ausgestatteten Raum und sank hier in einen Fauteuil nieder, ohne sich umzublicken und ohne ihren Schleier zu lüften, die Augen unbeweglich auf die in ihrem Schooß ruhenden, verschlungenen Hände gerichtet, durch welche von Zeit zu Zeit ein nervöses Zucken zu gehen schien. Sie bemerkte nicht, wie der Saal sich allmählig füllte, wie man um sie her flüsternde Worte tauschte. Sie wartete, eine endlose Zeit, wie es sie dünkte.

Da ertönte aus einem Nebengemach ein feiner, silberner Ton. Ein Diener hob die Portiere von einer dahinführenden geschlossenen Thür und bedeutete der Dame in Trauer als der Zuertgetommenen, daß sie eintreten solle.

Diese fuhr zusammen. So sehnlich hatte sie gewartet, so überschritt sie doch zögernd, fast wankenden Schrittes die Schwelle, über welche sie in das Sprechzimmer des Arztes trat.

Dieser stand inmitten des großen, hellen Gemaches, eine hohe, stolze Gestalt, das edelgeformte Antlitz, von dessen schöngewölbter Stirn das Haar zurückgestrichen war, der Eintretenden voll zugewendet. Einige verfrühte Silberfäden in seinem reichen braunen Haar, einige vorzeitige Furchen in seiner hohen Stirn mochten ihn älter erscheinen lassen, als er in der That war.

Die Dame schlug, als die Thür sich hinter ihr geschlossen, den dichten Crêpeschleier zurück und enthüllte ein jetzt todtblaßes Gesicht von unfäglichem Liebreiz.

„Gerba!“ tönte es fast wie ein Aufschrei von den Lippen des Arztes.

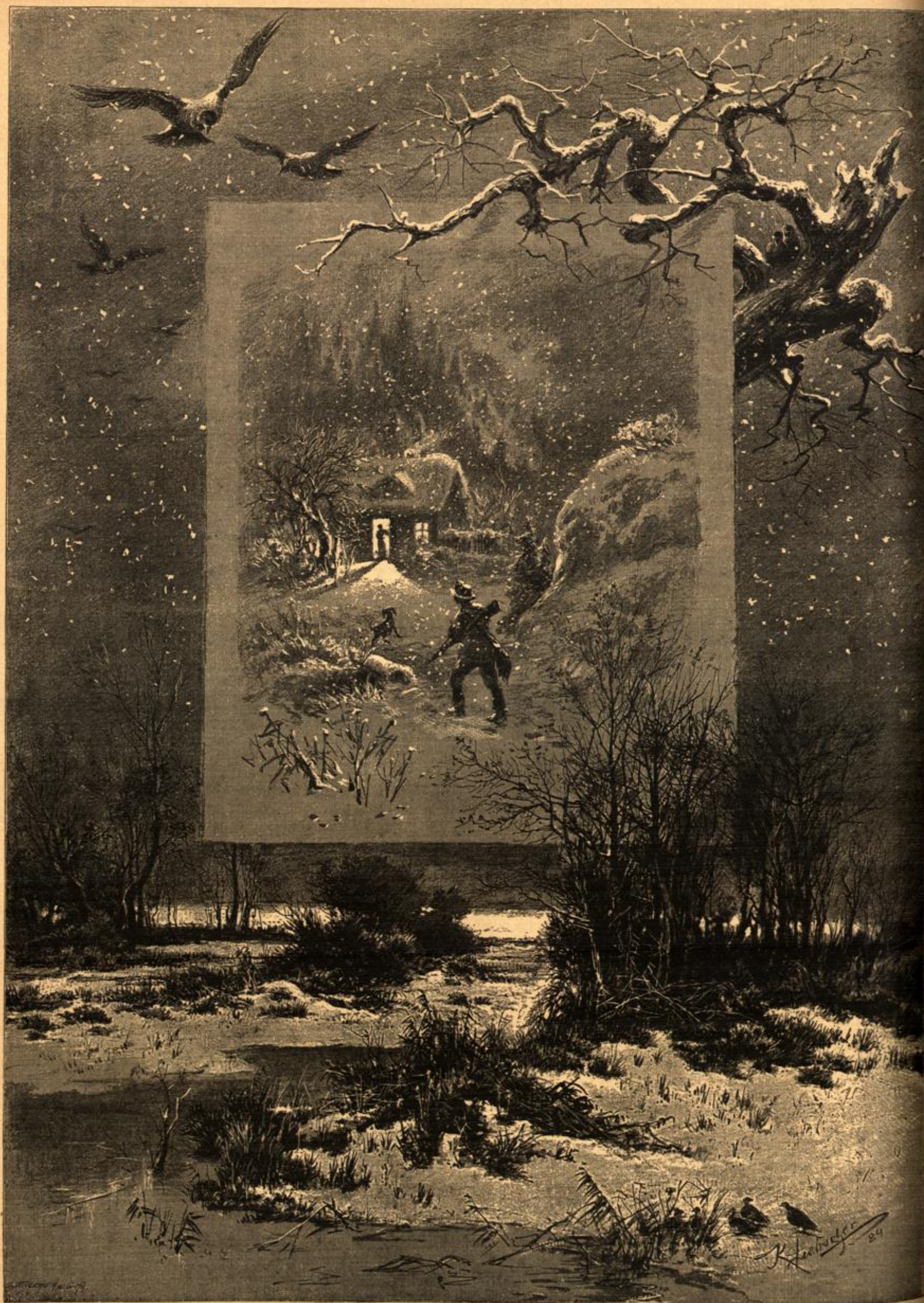
Da flammte ein Ausleuchten strahlendsten Glückes über das wunderschöne Gesicht der Frau, sie senkte die Augen wie geblendet vom Sonnenschein dieses wie plötzlich über sie hereinbrechenden Glückes. Doch als sie wieder aufblickte, da erstarrte ihre Antwort: „Eberhard!“ auf ihren Lippen. Der Mann ihr gegenüber hatte sich vollständig gefaßt, sein Mund sich fest und ernst geschlossen und der Blick, welcher dem ihren begegnete, war kühl und fremd, während eine Handbewegung sie zum Niedersitzen aufforderte und eine ruhige Stimme mit gelassener Höflichkeit fragte: „Welcher Umstand führt Sie zu mir, gnädige Frau?“

„Sie zürnen mir,“ rief die Dame, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten; „Sie zürnen mir, weil ich es wagte, hierher zu kommen! O, vermöchte ich doch meine Worte so zu stellen, um diesen Zorn zu beschwören, um Sie zu überzeugen, daß nicht Gerba von Brud Ihnen gegenübersteht, sondern eine arme, geängstigte, flehende Mutter, welche Hülfe für ihr einziges Kind erbittet!“

Sie hielt inne und lauschte gesenkten Blickes auf Antwort.

Mochte der Doktor eine innere Erregung gewaltjam niederzwingen, äußerlich blieben seine Züge unbeweglich. Nach einer Pause fuhr die Dame fort, indem sie mit der Hand in die Falten ihres lang herabfallenden Trauerschleiers griff:

„Vielleicht erfuhren Sie, daß der Krieg mich zur Wittwe gemacht und daß ich mich in dieser Stadt niederließ —“



Winter. Zeichnung von Karl Liebscher.



Das Kartenhaus. Zeichnung von Florence Gravier. (S. 267.)

„Was fehlt Ihrem Kinde?“ unterbrach hier der Arzt fast unhöflich sein Schweigen und die weitere Erklärung ihrer persönlichen Erlebnisse.

„Jene grausame Kinderkrankheit, welche verheerend diese Stadt durchzieht, die Kleinen den Armen ihrer Mütter entreißend, hat auch meinen Liebling erfaßt. O, wenn er stürbe, wenn ich ihn verlöre, mein Einziges!“ rief die Dame leidenschaftlich.

„Hier lag es fieberheiß in meinen Armen,“ fuhr sie in immer gesteigerter Erregung fort, „die holden Züge entstellte, von den untrüglichen Symptomen der schrecklichen Krankheit ergriffen; ich wußte, daß nur ein Einziger es erretten könnte, er, dessen Name voll Dank und Segen von tausend Lippen klingt; aber ich wußte auch, daß dieser Eine auf meinen Ruf nicht kommen würde, um Gerda's Kind dem Tode zu entreißen. Daher eilte ich selbst hieher, ihn anzusehen, daß er kommen und helfen möge! O, lassen Sie mich nicht vergebens bitten!“

Der Arzt bewegte beschwichtigend die schlanke weiße Hand und sagte ruhig:

„Weßhalb? Ich habe noch keinem Kranken die erbetene Hilfe verweigert.“

„So werden Sie kommen? Mein Kind retten?“ jubelte sie fast. „O, Dank, Dank! Ich wußte es, ich ahnte es ja! Wann? Bald? Heute noch?“ fragte sie ungestüm durch-einander.

„Heute noch,“ antwortete der Arzt, während die Dame einem silbernen Futteral eine Visitenkarte entnahm, die sie Jenem reichte und ihr Auge voll heißen Dankes vergeblich dem Blick des seinen zu begegnen suchte.

Sie war in diesem Augenblick entzückend schön; ihre Wangen hatten sich geröthet und ihre großen, dunklen Augen strahlten unter einem feuchten Thränenschleier in fast überirdischem Lichte.

Eine kaum bemerkbare Bewegung des Arztes deutete der Dame an, daß das Gespräch beendet sei. Sie erhob sich rasch, sie zauderte, sie hätte seine Hand erfassen, sie küßten, vor ihm niederknien mögen, doch sie wechselten nur die gebotenen kurzen Formen kalter Höflichkeit, dann schloß sich die Ausgangstüre hinter der schlanken Frauengestalt.

Als Eberhard Bollmar allein geblieben war, gaben seine Züge, die er gewaltig beherrscht gehabt, nach und eine hereinströmende Flut von Empfindungen spiegelte sich in ihnen ab.

Sie war es, Gerda, fast schöner noch, als sie damals vor dem jungen, unbekannten Studenten gestanden! War es möglich? Können Schatten wieder Fleisch und Blut annehmen?

Er laß, was auf der feinen Karte stand, die er noch in der Hand hielt, ihren Namen und ihre Wohnung. „Gerda von Hohenau, geb. v. Bruck, Majorswitwe.“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn. Denn nicht seine Gedanken, nicht seine Zeit, nicht einmal diese an die Vergangenheit verlorene, verträumte Minute gehörten ihm, er mit all' seinem Denken, all' seiner Zeit gehörte den Kranken und Elenden, die seiner Hilfe harren.

Die kleine Silberglode tönte wieder und die ärztlichen Konsultationen nahmen ihren Fortgang.

Erst als Eberhard Bollmar in seinem Coupé den ziemlich weiten Weg von seinem Hause nach der Villenstraße in der Vorstadt fuhr, welche er auf der Karte der Frau von Hohenau verzeichnet gefunden, versenkte sich seine Erinnerung in die Ereignisse jener Zeit, welche mit dem Bilde Gerda's verwoben waren. Ein beseligender Traum mit schrecklichem Erwachen, ein berausgender Trank mit bitterem Nachgeschmack. Aber war aus dieser Bitterkeit nicht die goldene Frucht seiner ruhm- und segensreichen Wirksamkeit, die Himmelsblüte seines häuslichen Glückes erwachsen?

Er prüfte und forschte mit einem Gefühl nicht viel heißer als Neugier in seinem eigenen Herzen. Kloppte es schneller in Wonne oder Weh jetzt, da er die, die er nie wiederzusehen gehofft, da er Gerda wiedergesehen, da er, durch seine Pflicht als Arzt gezwungen, sie vielleicht oft wiedersehen würde? Brannte denn die alte Wunde wieder neu?

Wie war doch dieser Traum — Gerda — einst in sein Leben getreten? Er hatte ihn wirklich fast vergessen gehabt. Rehn Jahre waren vergangen, seitdem er ihn geträumt.

Eberhard studierte damals Medizin nach dem Wunsche des verstorbenen Vaters, der Arzt gewesen, unter Sorgen und Entbehrungen der Mutter, welche von den Zinsen ihres kleinen Vermögens auch noch ihr Pflegekind, die verwaisete Tochter einer Freundin, welche sie adoptiert, zu erziehen hatte. Und das Schlimmste dabei war, er studierte mit Unlust, mißvergnügt, mit sich selbst in Konflikten befangen. Der vierjährige Aneignungsprozeß menschlicher Denk- und Erfahrungsergebnisse, das Nachschreiten auf vielfachen Irr- und Umwegen am Ariadnesfaden vorgedachter, zurechtgelegter Systeme, aufgestellt, um dem gestörten menschlichen Organismus sein verlorenes Gleichgewicht zurückzugeben, nach einem Ziel, welches doch immerhin nur das verhäßte Bild der Wahrheit sein konnte, dessen Schleier noch Keiner gelüftet, waren seinem ungestümen Wissensdrang ungenügend erschienen, und der Haß einer bürgerlich gesicherten Existenz, den seine Mutter für ihn ersuchte, die Zukunftsstränge für ihre Kinder spann, wie Mütter zu thun pflegen, lag noch in unabsehbarer Ferne vor ihm. Er hätte Seefahrer werden, unbekannte Länder und Meere erforschen mögen, stürmische, wilde, ungestüme Pläne wogten und gährten in

seiner Seele damals, als Gerda in seinen Lebensweg trat. Der Zufall fügte es, daß ein Freund ihn im Hause des Präsidenten von Bruck einführte, wo dessen vielgefeierte und vielumworbene, schöne, einzige Tochter den bescheidenen Studenten in den Bannkreis ihrer Unwiderstehlichkeit zog. In Eberhard's himmelstürmenden Gedanken und Plänen hatte die Frauenliebe bisher keinen Platz gehabt, ein Neuling stand er dem weltgewandten, schönen Mädchen gegenüber und seine Unerfahrenheit reizte ihre Verführungskünste. Zwei selten schöne Menschen fanden sich in Eberhard und Gerda; die tändelnde Kokette fing sich in ihrem eigenen Netz; sie liebte zum ersten Mal, und die verzogene Tochter eines schwachen Vaters und einer eiteln, gehaltlosen Mutter that ihrem Herzen, welches zum ersten Mal wirklich in ihrer jungen Brust zu klopfen begann, keinen Zwang an. Wie es kam, daß sie sich fanden und die ersten, seligen Worte gegenseitiger Liebe tauschten, Eberhard wußte es selbst kaum, es schien ihm ein seliges Träumen, daß Gerda ihm zuerst gestanden, daß sie ihn liebe, vielleicht sprach er doch das erste Bekenntnis aus, wenn auch nicht in Worten, so doch in Blicken. Aber als sie aus dem Paradiesgarten dieser Wonne ersten Findens auf die Erde zurückkehrten, als Eberhard weiter fragte, von Mutter und Schwester und Gerda's Eltern sprach, ward Gerda bleich; weiter hinaus über dieses sonnige Traumglück mochte sie nicht denken. Sie waren ja Beide noch so jung. Noch nicht, jetzt noch nicht! Der Vater ist so vielbeschäftigt, die Mutter so kalt, so befangen in weltlichen Vorurtheilen. Warum denn hinaustrreten aus süßem Traumleben in's grelle Tageslicht der mittellosen Welt? Gerda fand eben die süße Heimlichkeit eines verschwiegene Verlobnisses mit dem Einziggeliebten so beseligend. Und war sie nicht so berauscht schön, so übermüthig schön in diesem verhaltenen Glücksbewußtsein? Und er auch noch so jung und allem Zwang und allen weltlichen Sagen so feind in seinem jugendlichen Sturm und Drang? Und so gelobten sie einander Treue und Schweigen mit Eiden, die er mit jenem tiefen, sittlichen Ernst aufsaßte, der unterhalb der noch unklar ringenden Oberfläche seines Wesens lag. Gerda versprach indes doch ihrem heimlich Verlobten, dem Vater bald, sobald eine gute, stille, günstige Stunde sich finde, ihre Liebe zu gestehen, und dann, mit seinem Jawort ausgerüstet, getraute sie sich auch wohl der Mutter hochfliegenden Plänen Trotz bieten zu können.

Mit diesem Geheimnis auf dem Herzen kam Eberhard während der Ferien heim zu Mutter und Schwester; so verändert, zerstreut, entfremdet. Das verhaltene Glück sah verheimlichtem Kummer so ähnlich; wie ein erkaltender Hauch legte es sich auf die stille, trauliche Häuslichkeit. Die Mutter hatte so schöne, verschwiegene Träume geträumt. Sollte er denn noch immer blind sein Eva's Liebreiz gegenüber, in dem so hold erblühten Mädchen, dessen Körper und Seele sich unter ihren Augen, unter ihrer Liebeshut entfaltet, wie eine wundervolle Blüte unter der Pflege des treuen Gärtners die duftenden Blätter dem Sonnenlicht erschließt, immer nur die kleine Schwester, nichts als das Schwesterchen sehen, Erzens Erglänzen und Erblassen in seiner Nähe nicht zu deuten wissen? In ihrem Mutterherzen hatte sie diese beiden ihr Theuersten schon längst für einander bestimmt, doch klugerweise sich sorglich gehütet, durch die leiseste Andeutung vielleicht vorzeitig zu verderben, was sie im Stillen erhoffte.

Die Mutter ahnte in ihres Sohnes verändertem Wesen einen Vorgang in seinem Herzensleben, der ihren Traum zerstören sollte. Doch sie fragte nicht und Eberhard durfte nicht sprechen, da er die Schwüre, die er Gerda geschworen, heilig hielt, auch den Eid des Schweigens. So stieg ein erster Schatten zwischen Mutter und Sohn auf. Schwerer aber litt sie, wenn sie Eva's bleicher werdende Wangen, ihre trübten Augen und jenes herzzersehende Lächeln sehen mußte, hinter welchem ein hoffnungsloses Lieben sich zu verbergen suchte. Hatte Eberhard bisher seiner Pflegeschwester durch tausend Redereien und sonst auf mancherlei Weise zu erkennen gegeben, daß er in ihr immer noch das Kind sah, was der Mutter nicht gefallen, so bemerkte er sie während seines dießmaligen Aufenthaltes im Heimat-hause jedenfalls gar nicht, sah das liebe, sanfte Mädchen-gezicht so zerstreuten, abwesenden Blickes an, als ob es Luft sei.

Dann reiste Eberhard plötzlich ab, schneller, als es durch seine Studien bedingt war, hastig, bestürzt, verstört.

Die Katastrophe war hereingebrochen, der Tod von Gerda's Vater, der Zusammensturz der glänzenden Verhältnisse der Familie. Eberhard eilte zu Gerda, da er sie in Trauer wußte. Er fühlte, daß sein Platz jetzt einzig bei ihr war, daß sie zusammenstehen mußten, und er war entschlossen, das Geheimnis seines Verlobnisses zu lüften, denn nur so meinte er den verlassen Frauen eine wirkliche Stütze zu sein.

Er ließ sich bei der Wittve melden, die ihn empfing, sich aber kaum des unbedeutenden Studenten als eines früheren Gastes in ihrem glänzenden Hause erinnerte. Doch fügte es der Zufall, der andere Beileidsbesuche herbeiführte, daß die Liebenden sich, unbemerkt von den Anderen, wie sie glaubten, aussprechen konnten.

„Noch nicht, jetzt noch nicht,“ bat sie auf Eberhard's Verlangen, Gerda's Mutter gegenüber das Geheimnis aufzuheben, welches ihm unertragbar zu werden begann. Gerda hatte die erhoffte gute Stunde, auf die sie gewartet, um dem Vater ihr Liebesgeheimnis zu entdecken, nicht gefunden,

der Tod hatte seine Lippen auf immer geschlossen, ehe sie ihm die Bestätigung ihres geheimen Verlobnisses zu em-schmeicheln vermocht.

Ihres äußerlichen Brunkes entkleidet, in tiefes Trauerschwarz gehüllt, die schönen Augen trüb von vergessenen Thränen, erschien ihm Gerda näher gebracht, erreichbar als früher in ihrem Glanze und verführerisch schöner denn je. Verrieth er sich, sprachen seine leuchtenden Blicke zu kühn und stolz das Bekenntnis aus, daß dieß herrliche Geschöpf seine heimliche Braut sei, oder vergaß sie im Gefühl ihres Verlassenseins ohne ihn, in der holden Hülfslosigkeit ihres ersten großen Schmerzes, im leisen Grauen vor der Mutter der Vorsticht, die sie so ängstlich bisher beobachtet? Beide verriethen in der Aufregung dieses schmerzlichen Wiedersehens ihr Geheimnis, ohne daß es der Worte bedurft hätte.

Was dann zwischen Mutter und Tochter geschah, war, erfuhr Eberhard nicht. Bei seinem nächsten Besuch war er nicht angenommen. Es gelang ihm auch nicht, Gerda zu sehen, ihr zu begegnen; sie schien die Orte zu fliehen, wo ihm sonst wie zufällig ihre holde Gestalt so oft entgegengekommen. Kein Lebenszeichen von ihr. War sie krank? Wurde sie so streng gehütet, wohl gar gefangen gehalten? Seine fieberhafte Angst und Sehnsucht wuchs bis zur Unerträglichkeit, dann kam ein Brief von Gerda, jener entsetzliche Brief, das Letzte zwischen ihm und ihr, ein Brief, in welchem sie ihm, in Worten von ihrer eigenen Hand geschrieben, sein Wort zurückgab, ihr Verlobnis löste und ihn bat, diese Liebe als einen Jugendwahn anzusehen, so wie sie es thue, und sie zu vergessen. Thränenspuren, welche diese zierlich geschriebenen Zeilen zeigten, milderten in des Lesers Augen deren Härte und Grausamkeit keineswegs.

Daß Gerda thatsächlich dieses Alles ihm geschrieben, ihm schreiben konnte, gleichviel unter welchen Umständen, gleichviel, ob gezwungen, ob gefoltert dazu, die Thatsache genügte, um ihn zu vernichten, zu betäuben. Er sah sich in eine völlig dunkle Nacht aus blendendem Lichtglanz gescheitert, Nacht in sich und um sich, sternlose Nacht, aus welcher er keinen andern Rettungsweg sah als Selbstvernichtung.

Doch eine stärkere Dosis Gift paralysirte die Wirkung der ersten. Das war die Rettung. Die Mutter Gerda's zeigte deren Verlobung mit dem Major von Hohenau an. Bei dieser Nachricht richtete sich etwas in Eberhard's Brust stolz und trotzig empor; wie ein kalter, klarer, heller Hauch zog's durch seine Seele, die Dunkelheit weichmüthiger Verzweiflung verschauend und die zarte Rose der ersten Liebe zerblüthend. Eberhard fand sich wieder zurecht. Das war die Welt, die wirkliche Welt, wie sie ist. Man mußte sie nur verstehen lernen. Eine Welt voll recht erbärmlichen, armen, elenden Jammers, voll widriger Wunden und giftiger Beulen. Sie warf ihm seine hohe, heilige Liebe wie ein nichtsmüßiges, unbrauchbares Ding, wie ein zerbrochenes Gefäß, ein zerrissenes, zerkrümeltes Papier vor die Füße. Was war er denn, was wollte er denn in dieser hohlen Welt des Scheins? War sein Werben in dieser nicht Tölpelheit gewesen? Eine Null, ein Nichts war er unter Zahlen und Nummern, mit denen man rechnen konnte. Jedenfalls hatten jene, eine kluge Mutter und schöne Tochter, gerechnet und ihn so beiseite geschoben, und statt seines klopfenden Herzens und kühnstrebenden Geistes, die verläufig noch nicht mitzählten, Orden, Geld, einen schönen adeligen Namen gewählt, Thatsachen, mit denen sich rechnen ließ.

Er versuchte nun gleichfalls, mit Thatsachen zu rechnen. Vor Allem mußte er mit seinem Herzen fertig werden, dessen schmerzliches Aufstöhnen er immer wieder unter den zermalmenden Tritten seines Mannesstolzes und durch die klugen, kaltblütigen Schlüsse seiner Logik hindurch vernahm. Das beste Mittel hiegegen schien ihm Arbeit, Arbeit bis zur tödtlichen Erschöpfung zu sein. Die's zu suchen, wandte er sich seiner Wissenschaft zu, dieser Wissenschaft, mit welcher er, hauptsächlich wohl, weil er ihr Studium nicht aus eigener, freier Wahl erkoren gehabt, in einem spröden und kühlen Verhältnis bisher gelebt und die er in letzterer Zeit um seiner Liebe willen ganz vernachlässigt gehabt. Sie sollte von nun an seine Geliebte werden, ihn retten aus seinem Herzensschmerz. Sie hatte ihm nicht genügt, er hatte über sie hinauswachsen zu müssen geglaubt, nun wollte er mit aller Kraft und Energie versuchen, in sie hineinzuwachsen, ihr folgen auf all' ihren geheimen Irrgängen, durch das Labyrinth ihrer vielverzweigten Systeme dem Räthsel des organischen Lebens mit seinen Störungen und Schwankungen nachspüren, vordringen, wenn schon nicht zum vollen Licht der Erkenntnis, so doch dahin, wo es ihm gelingen konnte, einige Steine zum Gebäude der Wahrheit zu fügen, in dessen lichtvollen Hallen es künftigen Geschlechtern vielleicht zu wandeln vergönnt ist.

Eberhard arbeitete bis zur Erschöpfung; es war ihm Bedürfnis, Genuß, sich übermenschlich anzuanstrengen; Bedürfnis, um zu vergessen; sollte er sich nicht immer wieder bei einem bitteren Erinnern an Gerda ertappen, lang noch, nachdem er den tiefen innern Gegensatz zwischen sich und ihr völlig begriffen hatte und zu wissen meinte, daß es nie einen Ausgleich zwischen ihren Naturen hätte geben können.

Die Wissenschaft, die er umklammert gehabt wie den Schiffbrüchigen die rettende Planke, die ihm Bedürfnis geworden, sie ward ihm Erlösung, Genuß. Es kam die Zeit,

Die Hochstapler.

Roman

von

Hans Hachenhausen.

(Fortsetzung.)

„Don Armero,“ fuhr Valerio fort, „ist wirklich durch den Schreck, den ihm jene Hiobsbotschaft verursachte, an allen Gliedern gelähmt; er ist überhaupt eine feige Natur.“

„Du sahst ihn?“

„Ich suchte ihn in Huelva auf. Er empfing mich sehr freundlich und sagte mir, daß man seinen Ruf zu untergraben gesucht. Er sei gar nicht reich, versicherte er mir; seine Feinde und Neider hätten ihn verleumdet; Don Guino, wenn er wirklich im Sterben ihn genannt, werde das jenseits im Fegefeuer büßen. Er habe wohl Geschäfte mit und durch diesen Mann gemacht, jedoch in allen Ehren. Aber das sei in seinem Tode noch seine Wuth gegen ihn gewesen, daß er sein Wort in Betreff seiner schönen Nichte zu halten nicht im Stande. Er habe sich ja niemals vorstellen können, daß Guino wirklich ein solcher Schurke; er und Luz seien ihm allerdings einmal auf der Fahrt nach Granada, wo er Geschäfte gehabt, Nachts in der Sierra begegnet, als Guino sich seine Hände in Santa Fé am Brunnen gewaschen; Guino aber habe ihm gesagt, er habe sich auf der Jagd verspätet, sie hätten beim Mondenschein noch ein Wild ausgetrieben, und da habe er ummöglich etwas Schlimmes denken können. Jetzt freilich sehe er ein, daß Luz doch Recht gehabt, ja er könne sich sogar entschließen, an ihre Ueberzeugung, daß Guino den Hauptmann der Guardia erschossen, zu glauben. Leider sei jetzt Alles zu spät und er ein gebrochener Mann, dem man sogar seine Ehre nicht einmal gelassen.“

„Das klingt allerdings ganz anders, Valerio!“

„Ja, so klingt es; aber ob nun Don Armero sein Vermögen redlich oder nicht erworben, das kann er ja wie Don Guino mit dem Himmel abmachen. Der Kernste hat jetzt keine lebende Seele, die sich aufrichtig seiner annähme, und ich höre es ihm an, er sehnt sich nach Luz, die ja seine Erbin sein sollte. Er bereut, daß er so blind habe sein können, die Arme einem Menschen opfern zu wollen, in dem er zu spät einen so großen Schurken, einen Mörder sogar, erkannte. Er beteuerte mir, er habe schon bedeutende Summen an die Kirchen und Klöster gegeben, damit diese ihre Gebete mit den seinigten vereinten; Gott möge ihn noch so lange leben lassen, bis er seine Verirrung hienieden gebüßt, um nicht jenseits gestraft zu werden; er habe sogar dem heiligen Isidro in Madrid zwei sehr kostbare Brillantknöpfe geschickt und hoffe selig zu werden, so wahr er ein ehrlicher Mann sei.“

„Hoffe Dich länger, lieber Valerio! Das Alles kannst Du ja später auch noch erzählen!“ Der Zeiger der Uhr machte so unbarmherzig seine Runde und Ernesta hatte noch so viel zu thun. Sie nahm das Knie zwischen die Hände und drehte die Daumen um einander.

„Genug, um mich kurz zu fassen: Don Armero sehnt sich nach Luz in seiner Einsamkeit und Scheu vor den Menschen. Er sagt, er sei nicht reich, Niemand solle das glauben, aber Alles, was er besitze, solle ihr gehören, wie er es ja schon früher bestimmt. Don Guino sei nicht mehr, aber ihre Heirath vor einem evangelischen Priester sei ungültig vor ihrem heimischen Gesetz, das hätten ihm auch die Männer der Kirche gesagt. Er bat mich mit Hänkeringen, wenn ich nach Deutschland gehe, solle ich ihm Luz wieder zurückbringen; er würde sie selber holen und die katholische Kirche, die es ja auch in Deutschland gebe, zur Hilfe anrufen, um diese Ehe zu trennen, aber er sei gelähmt an allen Gliedern und sein Fuß trage ihn nicht einmal über die eigene Schwelle mehr.“

Ernesta schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Und Du übernahmst diese Mission, Valerio? Du übernahmst sie gern, weil sie die Deines eigenen Herzens ist? Da wirst Du wohl sehr diplomatisch sein müssen, denn mit Luz geht das nicht so, wie Du vielleicht glaubst.“

„Ich zweifelte nicht an dem Gelingen nach Deinen Briefen! Ich zeigte Don Armero das Bild, das Du mir von Luz gesandt. Er weinte wie ein Kind, der arme, gebrochene Mann; er küßte es immer wieder, und alle meine Bitten waren umsonst, es wieder zurück zu erhalten. Luz, meine theure, unvergeßliche Luz!“ rief er. „Mein ganzes Vermögen Dem, der sie mir wiederbringt, denn ich werde nur leben können, wenn ich sie wieder habe! Sie soll ja auch nicht hier meine Einsamkeit theilen, ich will ihr einen Palast bauen und für mich nur ein Plätzchen haben, um in ihrer Nähe zu sein!“

„Der arme Mann will Paläste bauen!“ lachte Ernesta. Sie machte Miene, sich zu erheben. Er hielt sie fest.

„Wir wissen ja, wie reich er ist, was er auch sprechen mag! Aber davon sei jetzt keine Rede, Ernesta; es handelt sich um die unglückliche Luz! Willst Du mir helfen?“

Ernesta sprang auf.

„Nur heute nicht, Valerio! Du siehst doch, wie beansprucht ich bin! Und, Himmel, daß ich über Deiner Erzählung eben erst daran denke! Meine neue Robe für heute Abend sollte schon vor einer Stunde da sein! Ich muß zum Schneider! Ich bin verloren, wenn er nicht Wort hält!... Die Schlußjourné dieser ganzen glänzenden Saison! Ich wäre geschlagen für alle Zeiten, wenn man mich heute im Stiche läßt!... Lieber Valerio, ich habe jetzt wirklich keinen Kopf für Deine Herzensangelegenheiten! Von morgen ab werden wir Zeit haben; wenn die Ruhe eingetreten ist, wird es mir sogar an einer angenehmen Beschäftigung fehlen; ich werde mich auch mehr um die Frage kümmern können, ob Luz wirklich so unglücklich ist. Man darf ja auch dergleichen nicht so über's Knie brechen!... Einstweilen, lieber Valerio, beschäftige Dich, so gut Du kannst, präsentire Dich Deinem neuen Chef in der Gesandtschaft, wo Pablo Dich ja erwartet. Beim Diner treffen wir uns. Ich muß am Vormittage mindestens noch drei Magazine besuchen und... den Schneider! So ein unfeliger Mensch kann die beste Frau ruiniren, wenn er sein Wort nicht hält!... Adieu, Valerio, und denk' nicht so viel an Luz! Mit den Wölfen ist nicht zu spaßen; ich warne Dich!“

Ernesta, der Irriwisch, huschte hinaus und Valerio griff feufzend nach Hut und Stock, um zur Gesandtschaft zu fahren.

XXX.

„Ernesta, ich beschwöre Dich, sag' Valerio, er möge mir fern bleiben! Ich, die Wirthin des Hauses, dürfe die Gesellschaft nicht verlassen!“

Sich der Schwester in einem Augenblick bemächtigend, in welchem diese die vom Tanz erhaltene Brust in einer Blumennische zu beschwichtigen suchte, hatte Lucy ihr die Bitte in's Ohr geflüstert, diese aber hatte dieselbe bereits vergessen, als sie in den Ballsaal zurücktrat, auch kein Gewicht darauf gelegt, denn Luz war ja so engherzig.

Und doch hatte die Letztere das nicht ohne Noth gesagt. Niemand hatte während der Stunden, die schon in dem bunten Durcheinander verfloßen, die bange Aufregung, den furchtsamen Blick gewahren können, mit welchem Lucy sich von Valerio beobachtet wußte. Dennoch war das freundliche, herzliche Lächeln nicht von ihren Wangen gewichen, wenn sie, scheinbar ihren Pflichten als Herrin des Hauses genügend, hierhin und dorthin schloß, um jeder Berührung mit Valerio auszuweichen, und dank dem unbesonnenen Verhalten Ernesta's, die in seinen Wünschen nur einen angenehmen Zeitvertreib für die Saison erwartete, wo die Ruhe der Gesellschaft ihr Langeweile bereiten werde, verstand auch er sie nicht und verwünschte nur sein Mißgeschick, sich ihr nicht nähern zu können.

Auf Grund der brieflichen Mittheilungen, die ihm Ernesta ebenso unbesonnen und vielleicht nur, um Stoff zum Schreiben zu haben, gemacht, betrachtete er Wolf bereits wie einen Gegner, dem er gute Miene zu machen gezwungen; schweigend förderte er also dadurch eine Antipathie, welche Eichenburg inzwischen heimlich zu schüren verstand.

Was Valerio ihr zu erzählen hatte, brannte ihr auf dem durch die Wiedersehen ohnehin schon so aufgeregten Herzen. Ernesta hatte Recht gehabt: Luz war schöner geworden, folglich hatte er auch keinen Grund, an ihren übrigen Mittheilungen zu zweifeln. Allerdings bestätigte ihm nichts an ihr, daß sie ein so unglückliches Weib, aber in seinen Augen war ihre Heiterkeit eine Maske, die sie ihren Gästen zu zeigen gezwungen.

Der Egoismus des Herzens versicherte ihm, daß Luz unglücklich sein müsse, und um so mehr drängte es ihn, Gelegenheit zu haben, ihr zu sagen, was ihm von ihrem Oheim aufgetragen war. Die Botschaft mußte ihr Freude in ihrem Leid bereiten; sie mußte ihm danken dafür.

Daß ihr Oatte von seiner Liebe zu ihr wisse, durfte er nicht annehmen. An der Seite des Reverend Viech, dieses ehrwürdigen Freundes, hatte er ihr damals Adieu gesagt; er war es gewesen, der die auf sie geschleuderte Kavalie aufgefangen und Monate lang dafür gelitten, er war endlich ein Verwandter von ihr, was also durfte ihn abhalten, sich in der vertraulichsten Weise ihr zu nähern?

Er hatte sie um einen Tanz gebeten, sie aber hatte ihn abgeschlagen unter dem Vorwande, sie als Wirthin dürfe den übrigen Damen die Tänzer nicht nehmen, ihre häuslichen Pflichten beschäftigten sie. Und wirklich hatte sie sich darnach nicht mehr am Tanz betheilig; er entschuldigte sie also. Sie ahnte ja nicht, was Wichtiges er ihr bei dieser Gelegenheit hätte sagen können.

So waren lange Stunden des Abends verstrichen, bis er endlich Lucy sich aus den sie im großen Salon umgebenden Gruppen losmachte und durch die letzte Seitenthür in die Nebengemächer eilen sah.

Er bewegte sich langsam, scheinbar absichtslos ihr nach, wie sie an den überhängenden Blättern der Dracänen und Philodendren entlang in den hintern Salon eilte, in welchem die lebenden Bilder gestellt werden sollten.

Unter den dunklen Blattpflanzen versteckt, wartete er hier auf ihre Rückkehr. Es war noch so still in diesen Räumen, all' das Grün verursachte eine zauberische Halbbeleuchtung. Das Herz des kaum dreißigjährigen jungen Mannes pochte in heißen, heftigen Schlägen; trampfhaft hatte er den Stamm eines Lorbeerbaums umfaßt und spähte auf die Thür, durch die sie verschwunden. Und wenn sie ihm nur versprach, ihn morgen bei der Schwester sehen, ihm Gehör schenken zu wollen, es sollte ihm genügen. Minuten verstrichen ihm in athemlosem Warten. Er sah Baleska vorbeikommen, aber sie schien ihn nicht zu bemerken und entfernte sich... Und jetzt endlich öffnete sich die Seitenthür in dem großen Rahmen, vor den demnächst die Gesellschaft gerufen werden sollte.

Lucy erschien. Man hatte sie um ihre Gegenwart

da er nicht mehr, um zu vergessen, ihren Problemen nachgrübelte, sondern um ihrer selbst willen ihrem Dienst sich weihen und voll glühenden Eifers den Schleier zu lüften versuchte, der ihre strengen Züge bedeckte.

Aber inmitten all' dieses Ringens und Werdens sah er voll unfählicher Verachtung auf jenen Feigling herab, der einst bereit gewesen, um dieser Gerda willen sich durch die Hintertür des Selbstmords aus der heißen Arena des Lebens zu schleichen.

Er wollte jetzt leben und wirken voll und ganz und mit aller Kraft seinen Kampf auskämpfen in dieser heißen Arena des Lebens. Wenn auch nicht um seinetwillen, so doch im Dienste der Menschheit und zuvörderst der alten Mutter und der kleinen Schwester wegen.

An diese kleine, süße, blonde Schwester dachte er jetzt hier, wenn schon nur voll stillen Dankes, daß er sie, einen liebenden, liebenden Engel, an der Seite seiner Mutter wußte, welche er während all' der Zeit seiner schweren Herzenskonflikte vernachlässigt, ihr nur selten und wenig geschrieben, sie nicht wieder gesehen hatte. Alles aufsparend, bis sein Wesen alle Schlacken jenes alten Leides ganz ausgeschloßen haben und er ein ganz freier und fertiger Mann sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturm in Wien am 10. Dezember 1884.

(Wid S. 273.)

Wien und Umgebung waren in den Morgenstunden des 10. Dezember der Schauplatz eines Sturmes, der wohl als eine kleine und in ihrer braulenden Wildheit wahrhaft großartige Naturerscheinung bezeichnet werden darf. Nach dem Ausweis der meteorologischen Reichsanstalt war dieser unter allen Stürmen, die seit ihrem Bestande bisher beobachtet und gemessen, der zweitstärkste. Die Windsbraut raste mit einer Geschwindigkeit von 130 Kilometern in der Stunde daher, und die Gewalt des Sturmes entsprach einem Drucke von 156 Kilogramm auf je einen Quadratmeter. Daß ein solcher Orkan vielfaches, schweres Unheil anrichtete, ist selbstverständlich; die Passage durch die Straßen Wiens war um diese Zeit mit erster Lebensgefahr verbunden. Schornsteine flogen von den Dächern, daß die Steine nur in der Luft herumwirbelten, Hausdächer wurden aufgerissen und teilweise vom Winde davongetragen, bei vielen noch geschlossenen Kaufhäusern wurden die eisernen Rollverschlüsse der Portale eingedrückt und in Fetzen gerissen als seien sie von Papier, und wie viele Fensterhebeln bei dieser Gelegenheit drauingingen, das ist auch nicht annähernd zu bestimmen; aber ein ungefähres Bild wird man sich doch machen können, wenn wir anführen, daß bei dem höchsten Lagerhause im Prater allein mehr als tausend Fensterhebeln zertümmert worden sind. Starke eiserne Gasfandelaber wurden in großer Menge vom Winde niedergelegt oder in der Mäule abgebrochen und alte Bäume wurden im Prater geknickt, als wären sie Bündelholz geüben. Der „Polizei-Anzeiger“ führt eine beträchtliche Anzahl von Fällen auf, daß Menschen vom Winde erfaßt, vom Erdboden aufgehoben und dann gegen eine Mauer oder das Straßenpflaster geschleudert wurden; von demselben Schicksale wurden unzählige, selbst schwere Gespanne ereilt. Neben der Oper wurde ein Wildwagen sammt dem Pferde mit solcher Wucht zu Boden geschleudert, daß der Wagen zertümmert wurde und das Pferd augenblicklich todt blieb. In der Babenbergerstraße wurden mehrere Fiaker vom Winde wie Kreisel gedreht und dann umgeworfen, so auch der des Oberstpostmeisters jenen Hohenlohe, die Pferde kamen auf den Rücken und dort krüchten unter den Wagen zu liegen. Gleichzeitig passirte dort ein Mann mit einem Koffer, der dreißig Strohhalme barg, der Sturm sprengte den Koffer und trug die Halme davon, zweihundert derselben konnten später noch im Kaisergarten aufgefunden werden. Einer Militärmusikbände trug der Wind die Trommeln davon, darüber wird das kleine bosnische Musikpöng wild und rast den Trommeln nach, und die armen verantwortlichen Musikfeldwebel haben nun alle Noth, die Hühner, die Trommeln sowohl wie das Pöng, wieder einzufangen. Ihr kühles Kräftchen leistete aber die Windsbraut auf der Aspangbahn kaum eine Stunde von Wien. Da warf sie gleich einen heißen Eisenbahnzug vom Damm. Ein Glück im Unglück war es noch, daß die Verbindungsstette riß, sonst wäre der ganze Zug umgekippt worden und das Unglück wäre noch größer geworden, als es ohnedies schon ist. Es muß eine grauenvolle Fahrt gewesen sein. Wir entnehmen den Aussagen des Zugführers Ciharz, die er vor dem Delegirten der Generalinspektion für Eisenbahnen zu Protokoll gegeben, nur folgende bezeichnende Stellen: „Wir bemerkten, als wir in den Bereich der Station Niedermannsdorf gelangten, daß der Lastzug, welcher in der Station stand und unserem Zuge auszuweichen hatte, noch auf unserem Geleise stand und sich langsam in der Richtung gegen uns bewegte. Der Sturm hatte in diesem Augenblick eine solche Gewalt, daß er die Lokomotive des Lastzugs vollständig löste und diesen selbst, trotzdem er schwer beladen war, vor sich hertrieb.“ Endlich gelangt es doch, in die Station einzufahren, und der Zugführer erzählt weiter: „Nun folgte ein Moment der äußersten Aufregung. Kaum hatten wir die Station verlassen, als auch schon die heftigsten Windstöße gegen den Zug ansetzten. Von einer fahrplanmäßigen Geschwindigkeit war keine Rede mehr. Die Stöße waren von solcher Heftigkeit, daß der Zug bei jedem Anprall um ein großes Stück zurückgeschleudert wurde. So kämpften wir Meter für Meter, um vorwärts zu kommen.“ Endlich blieb der Wind Sieger, vier Waggons wurden vom Damm gelassen und überschlugen sich zweimal, ehe sie in der Tiefe anlangten. Dabei hat es mehrere, zum Theil sehr schwere Verwundungen gegeben. Es war ein demwärtiger Sturm.“

B. G.

Sinnspruch.

Des Hilde häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

bitten lassen. Noch einmal zurücksparend in der Thür, schloß sie die selbe hinter sich, fuhr aber betrossen zurück, als Valerio vor sie trat.

„Verzeihung, Luz!“ sprach er mit gepreßtem Athem, während die Augen des jungen Mannes mit nur allzu deutbarer Glut auf ihr hafteten. „Ich mußte Dich sprechen, nur eine glückliche Minute! Es war mir versagt, Dir ein einziges Wort aus meinem armen Herzen zu sagen...“

Luz's Bewegung machte ihn stocken. Er sah, wie sie sich aufrichtete und mit leidenschaftlicher Hand den Fächer über ihre Brust ausbreitete.

„Valerio,“ sprach sie fest und mit Nachdruck, „ich war erfreut, Sie in meiner Behausung willkommen heißen zu dürfen! Ich schulde jedem meiner Gäste die gleiche Pflicht und erfülle sie mit gleicher Bereitwilligkeit; aber nicht hier!“

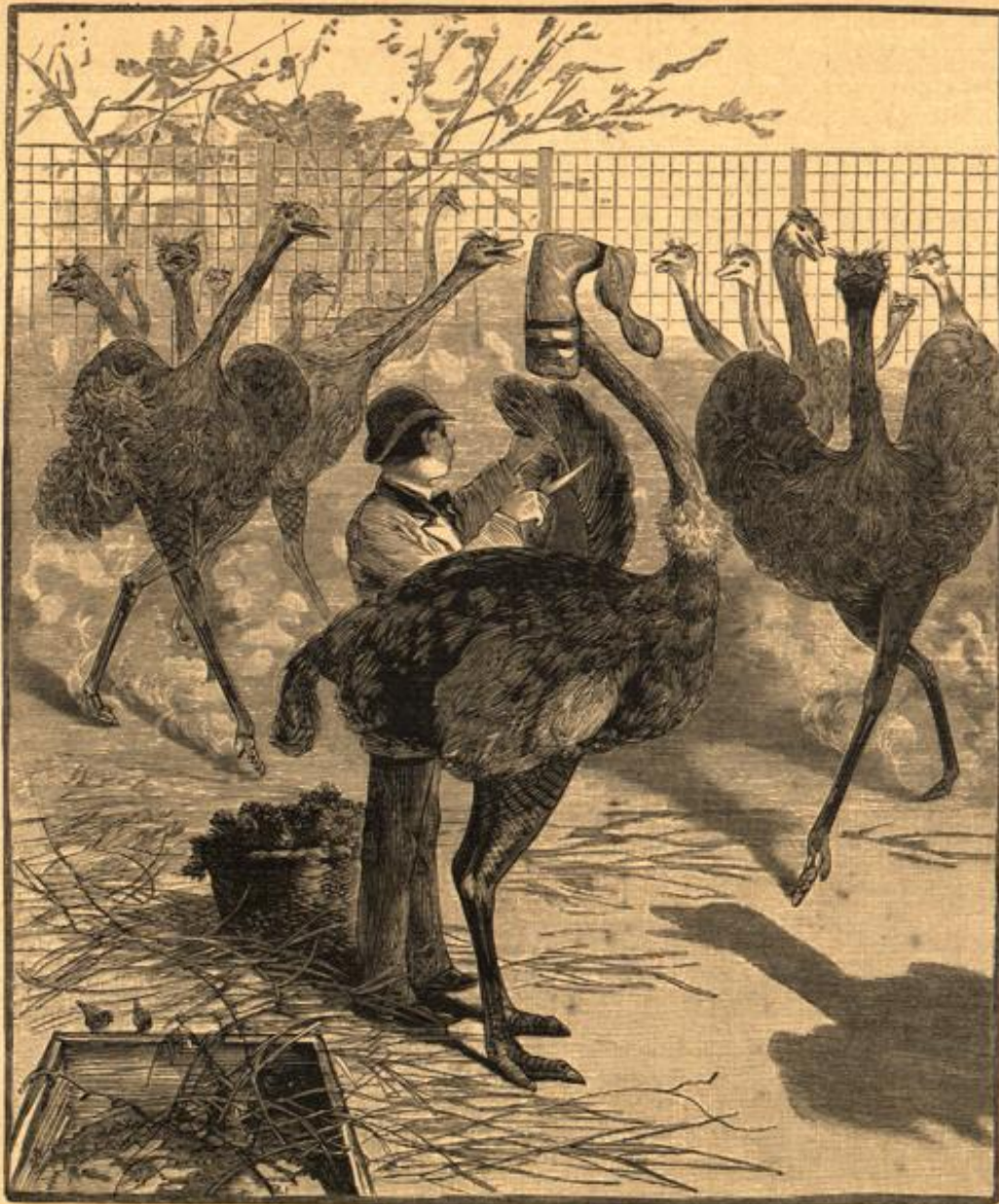
Sie deutete mit dem Fächer in der Richtung der Zimmerschlucht und wollte sich entfernen.

Valerio vertrat ihr den Weg.

„Luz, Sie mißverstehen mich!“ rief er mit bebenden Lippen. „Ich bringe Ihnen eine Botschaft aus unserer schönen Heimat, die ich nicht vor fremden Ohren ausrichten kann!“

Luz sah mit Erblicken die steigende Aufregung des jungen Mannes.

„Valerio, Sie erschrecken mich!“ rief sie strafend. „Ist diese Botschaft eine traurige, wie mir Ihre Miene zu sagen scheint, ich werde sie mit Fassung hinnehmen, aber nicht hier... dort, in Gegenwart meines Vaters, dem Sie — ich habe es wohl beobachtet — heute mehr Rücksicht hätten widmen sollen, als es geschehen. Ich will Ihnen Gelegenheit geben und lade Sie ein, nach den lebenden Bildern an dem kleinen Kreise im blauen Salon theilzunehmen, den ich dort arrangiren lasse.“



Straußenjucht. (S. 275.)

Hangenstein liebt es, nach der Ruhe eines solchen Abends in gemüthlichem Kreise zu plaudern. Sie werden uns fehlen, wenn Sie ausbleiben!“

Ihr Ton klang nicht streng, aber fest und bewußt; Valerio schaute sie wie verloren an. Das war die unglückliche Luz, von der Ernesta wiederholt und mit so klagender Theilnahme geschrieben!

Aber sie wartete nicht ab, daß er sich sammle. Mit dem Gefühl der Ueberlegenheit reichte sie ihm die Hand, als fürchte sie, ihm ungerath wehe gethan zu haben.

„Wir erwarten Sie also, Don Valerio!“

Hastig griff er nach dieser Hand und hielt sie fest in der seinigen.

„Luz,“ bat er mit sichtbarer Angst, „sagen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen! Mich duldet es nicht länger hier; aber ich muß Sie sehen, Ihnen sagen...“

Er preßte ihre Hand an seine Lippen und wollte sie nicht aus der seinigen lassen. Sie schaute ihn warnend an.

„Ich werde Alles anhören, was die Gegenwart meines Vaters verträgt! Sie werden uns stets in diesem Hause willkommen sein... Don Valerio!“ setzte sie zürnend hinzu, entriß ihm ihre Hand und trat in die Thür zurück, aus der sie gekommen.

Sekundenlang stand Valerio noch, die Hand an die Stirn pressend.

„Ich war ungeschickt!“ sprach er vor sich hin. „Ja, unvorsichtig wie ein Knabe! Wer hieß mich überstürzen, was der Zeit bedarf! Die Botschaft, die ich ihr bringe, wird lockern, was sie zu zerreißen vielleicht den Muth nicht hat!“

Er trat aus der Blumen Schatzen und sah, wie eben Wolf und Eschenburg sich zurückwandten und die Richtung zum großen Salon nahmen.



Prinz Heinrich vor Richter Gascoigne. Gemälde von H. G. Glindoni. (S. 275.)



Der Sturm in Wien am 10. Dezember 1884. Originalzeichnung von F. Schlegel. (S. 271.)

„Er!... Sie hat ihn kommen gesehen!... Du bist ein rechter Thor, Valerio! Geh' nach Hause und erwarte von dem Morgen, was heute nicht gelang! Herr von Hangenstein hat wohl Recht, wenn er mir Mangel an Höflichkeit vorwirft; ich werde nachholen, was ich heute versäumt; die Ermüdung von der Reise wird mir vor ihm eine Entschuldigung sein.“

Er folgte den beiden Herren in einiger Entfernung und mischte sich dann unter die Gäste. Auch Valeska, die hinter dem dichten Blumengeranke ihren Versteck gesucht, huschte durch eine Hinterthür und verschwand.

XXXI.

Nach den lebenden Bildern suchten die Unermüdblichen, an ihrer Spitze Ernesta, wieder den Ballsaal, während Lucy ihre Intimisten in dem „Theesalon“ um sich sammelte. Sie schaute inmitten der Gäste heimlich nach Wolf aus, aber der kam nicht. Sie wartete auf Eschenburg, und auch der blieb aus. Sie erschraf bei dem Gedanken, daß Valerio ihrer Einladung folgen werde.

Eschenburg hatte inzwischen Wolf aus dem Gesicht verloren und durch eigene Schuld. Nach einem Blick auf die Taschenuhr hatte er auf Umwegen den Fond des Saales gesucht und trat durch diesen in die Halle. Hier schien ihn ein Blick auf eines der Fenster zu beruhigen; er sah auf dem Miegel desselben ein weißes Taschentuch hängen, das ihm als ein Zeichen gelten mochte.

„Sahen Sie den Baron Hangenstein vielleicht hier vorüberkommen?“ fragte er einen der Diener.

„Er ging vor wenigen Minuten hier durch nach jener Richtung!“ war die Antwort.

Eschenburg schien zufrieden. Er schritt weiter, that einen forschenden Blick in die nach hinten gehende Flucht der Zimmer, auf welche der Diener gedeutet, und suchte dann wieder die Gesellschaft.

Hinter dem Eingang zum Theesalon fand er Valerio, der, sich unbeachtet glaubend, die Augen auf Lucy gerichtet, zögerte, ob er eintreten solle.

Er trat auf ihn zu. Valerio blickte ihn groß und erschrocken an. Eschenburg schien eine Pause mit Vortheil ausfüllen zu wollen.

„Gestatten Sie mir, Don Valerio,“ redete er ihn mit gewohnter Artigkeit an, „mich Ihrem Gedächtniß in Erinnerung zu bringen... Baron Eschenburg!“ stellte er sich vor. „Ich hatte die Ehre, Herrn von Hangenstein und seine reizende junge Frau damals auf dem Schiff von Gibraltar nach Marseille zu begleiten und Zeuge zu sein, wie Sie so heroisch die Letztere vor einem Mißgeschick bewahrten.“

Valerio erinnerte sich in der That dieses Herrn nicht mehr; er war damals nur mit sich selbst beschäftigt gewesen. „Sie erhielten eine Verwundung an der Hand, die hoffentlich keine üblen Folgen gehabt.“

„Allerdings!“ Valerio blickte ihn fragend an, aber zerstreut, als sei er ihm lästig.

„Sie kommen von Spanien? Ich hörte von Ihrer Ankunft erzählen. Es war das damals eine recht aufregende Szene im Hafen. Darf ich mir zu fragen erlauben, wie sich nach unserer Abreise die Dinge gestalteten, die sich vor unseren Augen so scharf zuspitzten? Man wollte die schöne junge Frau nicht fortlassen und durfte allerdings wohl überrascht sein, als sie sich so entschlossen unter den Schutz Hangenstein's begeben.“

„Es hat sich besser gestaltet, als man erwarten durfte.“ Valerio sah Eschenburg in Alles eingeweiht; er ward also mittheilbarer. „Man vermißt die junge Frau noch heute mit Schmerzen.“

„So erklärlich! Ich glaube, schon etwas derart gehört zu haben.“ Eschenburg schlug auf den Busch, um zu erfahren, was ihm vielleicht von Wichtigkeit sein konnte. „Darf ich Sie bitten?“ Er deutete auf einen Divan.

Valerio nahm zögernd neben ihm Platz.

„Sie werden doch nicht etwa gekommen sein, und die reizende Frau wieder zu entföhren? Das leidet Hangenstein nicht, und wir Alle würden unglücklich sein, wenn etwa Familienverhältnisse ihre Anwesenheit in der Heimat fordern sollten.“

„Don Armero, ihr Oheim, verlangt allerdings sehnlich nach ihr!“

„Don...? Derselbe, welcher...? Man hat mir natürlich damals Alles erzählt. Wir waren sogar, als wir wieder einen ganzen Tag vor Malaga liegen mußten, sehr besorgt... Also Don Armero! Ei, ei! Und dem entfloß sie ja eben.“

„Jener Mann, dem sie verlobt war, ist inzwischen gestorben.“

„Und der Oheim empfindet Reue! O, das kennen wir! Aber das ist jetzt zu spät, die junge Frau liebt ihren Mann!“

„Sie glauben wirklich?“ entfuhr die Frage dem noch so Erregten. „Man vermüthet im Gegentheil...“

„Es wäre unredt, dieses Gegentheil zu behaupten,“ lachte Eschenburg, den indiscreten Hausfreund spielend, um Valerio's Vertrauen zu gewinnen. „Man sollte glauben, sie hätten Beide in diesem gesellschaftlichen Wettrennen noch gar keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, ob sie glücklich oder unglücklich. Ich war ja damals in Gibraltar zufällig Zeuge dieser so eiligen Verbindung, die allerdings den näherstehenden Bedenken entgegenkam. Ich sah es dem guten Hangenstein an, wie überrascht er selbst am andern Morgen erwachte, als er sich verheirathet fand.“

Man möchte glauben, er habe sich noch heute nicht davon erholt,“ setzte er scherzend hinzu.

Valerio senkte den Kopf und sann.

„Eine ganz unvergleichliche Ehe ist die Don Pablo's,“ fuhr Eschenburg fort. „Die Beiden verstehen sich. Die junge Frau hat ihre Heimat auch längst vergessen, während man in dem Auge der Frau von Hangenstein zuweilen doch die Melancholie einer gewissen Sehnsucht liest. Ihr Gatte ist nun allerdings auch nicht der Mann, sie diese vergessen zu machen.“

„Sie sagen also auch...?“ Valerio schaute ihn gespannt fragend an.

„Gott behüte mich, etwas zu sagen!“ lachte Eschenburg. „Ich werde so oft gefragt, daß ich das größte Unglück anrichten könnte, wenn ich indiscret sein wollte! Aber Ihre Frau Schwägerin, Donna Ernesta, muß ja darüber am besten informiert sein!... Ist es Ihnen recht, Don Valerio,“ brach er ab, sich erhebend, „die schöne Hausfrau erwartet, wenn ich nicht irre, ihre Intimen in ihrem Theesalon!“

Er zog ihn mit sich in diesen hinein, verschwand dann aber selbst nach einem schnellen Blick über die Gesellschaft und kehrte wieder in den Hintergrund zurück, woher er gekommen.

Eine aus der hinteren Flucht der Zimmer zwischen den Drangen daher schwebende Gestalt erregte seine Aufmerksamkeit. Die graue Robe!... Es mußte Valeska sein!

„Was ist Ihnen?“ fragte er, ihr in den Weg tretend, als sie die Richtung in die Halle einschlug.

Valeska ward leichenbläß bei seinem Anblick; ihre Hand fuhr heftig zur Brust.

„Nichts!“ rief sie mit gepreßtem Athem, ihr Antlitz abwendend.

„Sahen Sie Hangenstein?“ flüsterte er ihr zu und wieder starrte sie ihn an wie eine aus dem Schlaf Erwachende.

„Da und dort... überall!“ Sie hob den Arm und deutete nach entgegengesetzten Richtungen. Ihre Stimme klang rau und hart, ihre Miene zeigte die tiefste Verachtung. Sie rang nach Luft, preßte dann das Tuch an die Stirn und wollte zur Halle hinaus.

„Wohin?“ rief Eschenburg gebietend, der jetzt erst ihre Aufregung gewahrte.

„Auf mein Zimmer! Ich vermag's nicht mehr!“

Er schaute ihr mißtrauisch nach, wußte aber plötzlich sich verbergend zurück, denn in dem Moment, wo sie verschwand, sah er Wolf durch die andere Thür hereintreten, mit zögerndem Schritt ihr folgen und dann unschlüssig dastehen.

„Er suchte sie; ich wußte es!“ Eschenburg war in den Thürrahmen getreten und beobachtete Wolf, bis dieser aus der Halle in das Treppenhaus verschwand. „Ihre Zimmer sind hier oben, über uns... Er wird sie finden!“

Abwartend behielt er noch seinen Posten; Wolf konnte ja umkehren. Er wollte gewiß sein.

„Ich will die gnädige Frau doch benachrichtigen, daß Frau von Kerstowan sich unwohl fühlt und vielleicht der Hilfe bedürft.“

Am Eingange des Theezimmers hielt er noch zaudernd inne. Er blickte forschend auf die Gesellschaft, nach Lucy suchend und nach... Valerio.

Die Erstere schien in größter Unbefangenheit; sie plauderte lächelnd mit einigen älteren Damen, während Valerio sich gezwungen sah, einigen jüngeren mit ziemlich zerfahrenen Gedanken den Hof zu machen.

Langsam näherte er sich jetzt dem ganz animirten Kreise.

Das Orchester im großen Salon kam ihm zu Hülfe; es intonirte eben wieder einen stürmischen Rundtanz und ermahnte die jungen Mädchen, die hier während der Pause ihre Mütter gesucht, auf ihre Tanzarten zu blicken. Einige Kavaliere kamen, um ihre Tänzerinnen zu suchen.

Ernesta, die an der Unterhaltung nicht theilgenommen und fieberhaft den Fächer auf der Brust bewegte, schien sich nicht wohl zu befinden, dennoch nahm sie lächelnd den Arm eines der Kavaliere und stürmte in den Salon.

Der Kreis löste sich auf. Eschenburg machte sich der Dame des Hauses bemerkbar.

„Ah, Sie, Herr von Eschenburg!“ rief sie ihm zu.

„Sahen Sie Wolf nicht? Ich erwartete ihn vergebens hier!... Und Frau von Kerstowan! Ich wäre ihr so dankbar gewesen, hätte sie mich gerade hier ein wenig unterstützt!“

Eschenburg machte eine trübselige Miene.

„Zu meinem Bedauern, Gnädigste, muß ich den Auftrag der Frau von Kerstowan ausrichten, Ihnen mitzutheilen, sie sei plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen und habe sich in ihr Zimmer zurückziehen müssen. Sie bittet dringend um Nachsicht.“

„O, die Ärmste!... Und sicher kummert sich Niemand um sie!... Ist sie ernstlich krank?“

„Ich wage kein Urtheil; ich sah sie nur, wie sie an mir vorüberstürzte!“ antwortete er theilnahmlos.

Lucy legte nachdenkend die Hand an die Stirn. Sie schaute um sich; sie sah, daß bis auf einige ältere Damen Alles in den Ballsaal geeilt war und auch Valerio mit sich gezogen hatte.

„Man wird mich augenblicklich hier nicht vermissen... Ich will zu ihr! Die Ärmste wird ganz verlassen sein!“

„Ich widerspreche nicht diesem Bedürfniß Ihres edlen Herzens! Hoffentlich ist die Sache nicht von Bedeutung!“

Eschenburg trat zurück und geleitete sie bis zum Aus-

gang des Salons. Triumphirend schaute er ihr nach, dann warf er sich in einen Sessel und that, als versinke er in das Anhören der Musik.

XXXII.

Was Valeska soeben erlebt, war allerdings geeignet gewesen, sie in Aufregung zu versetzen.

Als sie, unter den Drangen und Rosenbeeren versteckt, Lucy und Valerio heimlich beobachtete, hatte sie eben erst Wolf's Gestalt bemerkt, wie er zwischen den Bäumen und Blattpflanzen hindurch den Weg in die hinteren Räume gesucht, als habe er das Bedürfniß, sich aus dem Gemüth der Gäste zurückzuziehen.

Sie kannte seine Eigenthümlichkeiten genug, um ihn zu verstehen; aber jetzt, wenige Minuten später erschien er mit Eschenburg ihr gerade gegenüber auf der entgegengesetzten Seite!

Sie starrte ihn an. Undenkbar, unmöglich! Er hätte an ihr wieder vorüber müssen und ihrem spähenden Auge wäre gerade jetzt an dieser Stelle nichts entgangen!

Sie lauschte mit hoch klopfendem Herzen auf die Unterhaltung der Beiden, dann lugte sie noch einmal hin, sich überzeugend, daß es wirklich Wolf sei, der dort stehe. Sie glaubte an Sinnestäuschung und dennoch verwarf sie die Möglichkeit und schlug denselben Weg durch die Flucht der hinteren Zimmer ein, den sie Jenen hatte nehmen sehen.

Hier hinten in den ersten Zimmern gab es nur einzelne Gäste, die, sich ausruhend, auf den Divans saßen und ihrer nicht achteten. Dann in den weiter nach hinten zu den Zimmern des Hausherrn führenden kleineren Gemächern war Alles still. Auf den Tischen brannten die Kerzen der Armleuchter unbeachtet herab.

Hier lauschte sie, ängstlich umherschauend, trat dann in Wolf's Ankleidezimmer, das ebenso matt beleuchtet, zauderte vor der nächsten Thür, legte nicht ohne Beben die Hand auf den Drücker und öffnete leise, geräuschlos.

Das geräumige Gemach, Wolf's Arbeitszimmer, war nicht erleuchtet; nur die Hoslaternen und die einiger Equipagen, die im Hofe hielten, sandten ihr Licht durch die mit dünnen rideaux à vitre besetzten Fenster, ein Halbdunkel in dem Raum verbreitend.

Mit von Furcht geschärftem Auge blickte sie hinein. Sie hatte ein Geräusch vor sich vernommen, als der Lichtschein durch die Thür in dieß Zimmer drang. Aber Alles war wieder still.

Einige Sekunden stand sie in der Thür. Wenn Wolf drinnen war, fürchtete sie sich; war er es nicht, so fürchtete sie sich noch mehr; war es ein Gespenst...

Ihre Kniee zitterten, ihr Herz schlug wie ein Hammer. Sie glaubte nicht an Sinnestäuschungen, und doch, wie war dieß anders zu erklären!

Sie überlegte mit aufgeschauten Sinnen und wollte eben zurücktreten... Da unterschied sie abermals ein Geräusch. Irgend etwas war, durch Unvorsichtigkeit berührt, vom Tisch auf den weichen Teppich gefallen.

Es war Jemand in dem dunklen Zimmer, der Ursache hatte, sich zu verbergen.

Sie wollte die Diener herbeirufen, aber eine unbestimmte Furcht widerrieth ihr dieß, und erst als sie Stimmen im Hofe draußen vernahm, trat an die Stelle der Furcht ein gewisser Muth.

Was konnte ihr hier geschehen! Sie konnte die Diener schaft um Hülfe rufen, das Fenster öffnen und den Kutscher zurufen, die im Hofe plauderten.

„Herr von Hangenstein, sind Sie's?“ rief sie, auf der Schwelle stehend, mit bebender Stimme in das Dunkel hinein.

Keine Antwort. Die Dunkelheit vor ihr stöste ihr wieder Bangen ein. Sie trat zurück in das andere Zimmer.

Hier stand auf dem Tisch ein dreiarmer Leuchter, dessen Kerzen schon so tief herabgeschmolzen... Getrieben von einem jähen Entschluß, der halb Furcht, halb Heldenmuth, packte sie diesen, schlich auf den Beinen zurück und trat, den Leuchter in zitternder Hand vor sich haltend, wieder auf die Schwelle.

Ein Laut der Ueberraschung entfloß ihren Lippen. Da stand Wolf von Hangenstein's hohe Gestalt im Salontostium mit weißer Kravate aufgerichtet und sie anlächelnd vor ihr...

Sie starrte ihn an mit weit aufgerissenen Augen, den Leuchter senkend, daß das flüssige Wachs auf den Teppich tropfte. Ihre Lippen blieben geöffnet, sie hätten kein Wort hervorzubringen vermocht.

Das war Wolf von Hangenstein und... doch war er es nicht! Dieß sonderbare, fast höhnische Lächeln gehörte nicht ihm, obgleich es seine Gestalt war. Dieß Erwas, das in diesem Gesichte...

„Valeska!“ hörte sie plötzlich ihren Namen rufen und auch mit so spottendem Ton. Den Namen hatte Wolf noch niemals ausgesprochen. „Valeska, müssen wir uns hier wiederfinden und unter so originellen Umständen!“

Dabei legte der Räthselhafte der Zitternden die Hand auf die Schulter, während er mit der andern ihr den Leuchter entwand.

„Wir brauchen diese Beleuchtung nicht hier, wir haben noch Licht genug von draußen!“ Er blies die Kerzen aus.

„Zu Ihrer Beruhigung lassen wir aber die Thür da offen.“ Er suchte, sie in das Zimmer zu ziehen; aber beide Arme vorstreckend, leistete sie Widerstand und rettete sich hinter den inmitten des Zimmers stehenden Arbeitstisch.

Hier erst faßte sie wieder Muth und starrte ihn mit großen, angstvollen Augen an.
„Herr von der Necken!“ rief sie mit gepreßtem Athem.
„Was soll diese Maske und was suchen Sie hier?“
(Fortsetzung folgt.)

Straußenzucht.

(Bild S. 272.)

Auf den weiten, baumlosen Ebenen Südafrikas, in Gesellschaft von Zebras, Gnus, Antilopen, selbst noch innerhalb der Grenzen der Kapkolonie, wo sie den Bauern gelegentlich die Felder plündern, leben die Strauße, die vornehmsten Lieferanten aller Pufffedern für unsere Damenwelt, jener Federn, die sich stets in Gunst und Preis erhalten werden. Das Fleisch des jungen Strauße ist nicht unjammhaft, das des alten ist aber nicht empfehlenswerth, dagegen sind die Eier in um so höherem Grade geschätzt. Die Größe eines solchen könnte vielleicht zu dem Schlusse berechnen, ein einziges genüge für die Mahlzeit eines Menschen; dem ist jedoch nicht ganz so; es gibt Fälle, daß zwei Eier, selbst mit einer Quantität Mehl und Fett vermischt, von einer einzigen Person verzehrt werden. Auch die Eierschale hat einen Werth und bildet zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten ein vorzügliches Gefäß. Die weichen Schwanzfedern bilden, wie wir wissen, den gesuchten Handelsartikel. Je dünner der Kiel und je wogender die Feder, desto theurer ist sie. Die geeignete Zeit zur Erlegung des Strauße, seiner Federn halber, ist in den Monaten März und April. Zur Straußenjagd gehören fünf Reiter, jeder eine Stunde von dem andern entfernt. Der erste jagt den Strauß auf und treibt ihn zu dem nächsten Reiter hin und so fort. Der vierte oder fünfte erst, vielleicht auch letzter, erjagt den schnellflüchtigen Vogel. Die häßlichen, etelhaften Vögel schreien sich, mit einem übergeworfenen Straußenfelle bedeckt, vorsichtig an den ruhig freisenden, keine Gefahr von einem angeblichen Gefährten erwartenden Vogel heran und tödten ihn mit vergifteten Pfeilen. Die Dame, welche sich mit den wilden Federn schmückt, kommt selten auf den Gedanken, daß sie die Eier einem schmutzigen, kleinen, wilden Manne verdankt, der sie auf diese Weise mühsam in ihren Besitz gebracht. Ist ein Vogel erlegt, so zieht man ihm die Federn erster Sorte aus, entblutet ihn, kehrt den Balg um, und gebraucht diesen im Innern bedeckten Sack als Behälter für sämmtliche Federn des Vogels. In solchen Säcken kommt die Waare in die Hände des ersten Käufers. Der Flaum unter der Federdecke wird ebenfalls nutzbar gemacht. Die Damaras und Betschuanen verfertigen aus den schwarzen Federn des Strauße hübsche Sonnenhüte, welche als Zeichen der Trauer dienen, unter Umständen aber zur Erhaltung der Hautfarbe sehr nützlich sind. Es ist ein überaus komischer Anblick, einen Wilden, dessen Haut kaum weniger grob ist als die eines Rhinoceros, hinsichtlich des Kolorits aber mit einem gut eingedickten Stiefel weissen könnte, seine Hautfarbe durch den Gebrauch eines solchen Schirms schützen zu sehen.

In neuerer Zeit hat man angefangen, die Strauße in einem Zustande halber Zähmung zu halten, indem man ihnen einen großen Raum Landes einhegt, auf welchem sie leben können. In dieser Weise gewinnt man alljährlich eine Ernte an kostbaren Straußenfedern, welche einen recht schönen Gewinn abwirft. Solche Straußenzucht befinden sich namentlich im Kapland, im Distrikt Goshalsberg, in Algier, an verschiedenen Stellen der Westküste von Afrika und namentlich aber auch in Südafrika.

Auf dem Wege von Los Angeles nach der blühenden deutschen Kolonie Anaheim hat ein Engländer, Dr. Stechley, eine Straußenfarm angelegt, welche ich auf meiner Reise durch die Vereinigten Staaten besucht habe. Den 22. südafrikanischen Strauße, welche er dorthin gebracht hat, scheint das kalifornische Klima besser zuzusagen, als selbst dasjenige ihrer Heimat. Die Thiere hatten anfanglich einen Werth von 1000 Dollars das Stück, werden aber jetzt, nachdem sie die Gefahren der Reise überstanden und sich an das Klima gewöhnt haben, unter Zurechnung der Transportkosten auf je 4000 Dollars berechnet. Die neuen Kolonisten werden, um die Annäherung Unberufener zu verhindern, innerhalb doppelter Drahtumzäunungen gehalten. Sie werden mit Hühnern, Kühen und umzäunungen gehalten. Sie werden mit Hühnern, Kühen und umzäunungen gehalten. Sie werden mit Hühnern, Kühen und umzäunungen gehalten.

Richard Oberländer.

Prinz Heinrich vor Richter Gascoigne.

(Bild S. 272.)

Heinrich V., einer der ruhmreichsten Könige von England, der Held des großen britischen Dichters Shakespears, war namentlich als junger Prinz ein wilder Gesell, der sich in sehr lustiger Gesellschaft umhertrieb und mit Abenteurern, Bänkelsängern, Narren und anderem fahrendem Volk einen keineswegs sehr moralischen Lebenswandel führte. In dem Drama: „Richard II.“ läßt Shakespeare den König Heinrich IV. von seinem Sohne, dem tolen Henry, folgende Schilderung entwerfen:

„Weißt wer von meinem ungerath'nen Sohn?
Drei volle Monat hind's, seit ich ihn sah;
Wenn irgend eine Plag' und droht, ist er's.
Ich wollte, Lords, zu Gott, man könnt' ihn finden!
Frägt nach in London, um die Schenken dort;
Da sagt man, seht'n auf engen Wegen
Die Waage schlagen, Reisende berauben,
Indes er, ein muthwillig weiblich Büßchen,
Es sich zur Ehre rechnet, zu beschämen
So ausgelass'nes Volk.“

Auf dem trefflichen Gemälde von G. G. Glindoni, das wir unseren Lesern im Holzschnitte darbieten, erblicken wir den tolen Heinz vor dem Lord Oberrichter, dem berühmten Richter Gascoigne. Wegen irgend eines Schelmenstreiches, zu welchem ihn seine überhäufende Laune hingerissen hat, soll der junge Königssohn sich verantworten, jedoch erscheint er nicht etwa als bußfertiger Sünder vor den gestrengen Herren, sondern wie ein echter Raufbold, das blanke Schwert in der Faust, hinter ihm seine Spießgesellen, einer abenteuerlicher und verdächtiger als der andere, eine wahre Rote Korah in den Augen des würdigen Oberrichters. Dieser und seine streng blickenden Kollegen haben nichts als Tadel und sittliche Entrüstung für den jugendlichen Haispörs, der selbst vor der heiligen Justiz keinen Respekt zu haben scheint; in ihrer aus dem Corpus juris geschöpften Weisheit ahnen sie nicht, daß das tolle Treiben des Prinzen nichts weiter ist, als das Ueberfließen einer jugendlichen Kraft und genialen Persönlichkeit, daß in diesem tolen Heinz, dem Kameraden eines Falstaff und Pistol, ein gewaltiger Held steckt, der nur auf den rechten Augenblick wartet, um die Welt mit dem Ruhm seiner Thaten zu erfüllen.



Strophulöse Kinder.

Professor Dr. Esmarck hat Rathschläge für die Eltern strophulöser Kinder veröffentlicht, denen wir hier das Wesentliche entnehmen: Die hauptsächlichsten Ursachen der Strophulkrankheit (Drüsenkrankheit) sind: schlechte Luft, mangelhafte Pflege der Haut und ungewöhnliche Nahrung. Deshalb sind, außer dem Gebrauch der vom Arzte vorgezeichneten Heilmittel, bei der Behandlung strophulöser Kinder folgende Regeln streng zu beachten: 1. Die Kinder müssen so viel wie möglich in frischer, reiner Luft athmen. Eine Hauptursache der Strophulkrankheit ist das Einatmen in schlechten und überfüllten Schlafzimmern. Wandbetten und Kissen sind durchaus schädlich, weil sie nicht ordentlich gelüftet werden können. Alle Federbetten sind der Gesundheit nachtheilig, die Pfülle (Matratzen) sollten mit frischem Stroh, mit Segras oder Rohhaaren gefüllt sein; als Bedeckung dient am besten eine oder mehrere wollene Decken. Alles Bettzeug muß öfters im Freien ausgehängt werden, weil sich in demselben leicht schädliche Dünste anhäufen. Auch überfüllte Schulzimmer verursachen häufig die Strophulkrankheit. Es ist deshalb eine Pflicht der Lehrer, für gute Luft in den Schulzimmern zu sorgen. 2. Die Kinder müssen reinlich gehalten werden. Ein jedes Kind sollte Morgens beim Aufstehen vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt werden, entweder durch Abreiben des Körpers mittelst eines nassen Schwammes oder Bettluches, oder durch reiches Eintauschen des ganzen Körpers in kaltes Wasser mit darauf folgender trockener Abreibung. Je kälter das Wasser ist, desto erfrischender und heilsamer wirkt es. Für strophulöse Kinder sind im Sommer die kalten, kalten Seebäder vorzüglich heilsam. Wo Zeit und Ort die Anwendung derselben nicht gestatten, kann man sie einigermaßen ersetzen durch nasse Einwicklungen, welche folgendermaßen ausgeführt werden: Morgens eine Stunde vor dem Aufstehen wird das Kind aus dem Bette genommen, über das Bett eine trockene wollene Decke und darüber ein in kaltes Wasser getauchtes und gut ausgegugenes Bettluch ausgebreitet. Auf das letztere wird das Kind gelegt und nun werden die Füße rasch ringsum über den Körper zusammen geschlagen und untergeklopft. So daß nur der Kopf hervorragt. Dann wird es mit der trockenen Decke ebenfalls gemacht. Das Kind geräth in dieser Einwicklung bald in einen gelinden Schweiß, wird nach Ablauf einer Stunde herausgewickelt, rasch erst mit einem nassen, dann mit einem trockenen Luche abgerieben und dann in die frische Luft hinausgeführt. Die Kopfhaare müssen kurz gehalten, häufig gekämmt und gebürstet und der Kopf mit Wasser und Seife gewaschen werden. Die Nahrung muß leicht verdaulich und kräftig sein. Die Ueberfüllung des Magens mit wenig nährenden und schwer verdaulichen Stoffen verdirbt denselben, und wenn auf solche Weise die Verdauung öfter gestört wird, so werden die Kinder strophulös. Die Nahrung muß daher vorzugsweise aus dem Thierreiche genommen werden, das heißt aus Milch, Fleisch, Butter, Fett, Eiern und dergleichen bestehen, während die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, namentlich Kartoffeln, Weizen, Roggen und Brod, nur in verhältnismäßig geringerer Menge gegeben werden dürfen. Je mehr Eier und Milch den Nahrungsmitteln zugesetzt werden, desto nahrhafter werden diese. Als Zugabe zu den Fleischspeisen passen am besten leicht verdauliche Gemüse (Wurzeln, Erbsen, Blumenkohl, Salat) und gekochtes gutes Obst; als Vorspeise Fleisch, Milch und Pflanzensuppen. Ganz zu vermeiden sind: Backwerk, Süßigkeiten, rohes und namentlich nicht ganz reifes Obst; ebenso Kaffee und Thee. Als Getränk gebe man Quellwasser, gute Milch und wenigstens einmal am Tage etwas gutes Bier oder Wein. Wohl zu beachten ist es, daß die Speisen immer nur zu bestimmten Zeiten den Kindern durchaus nicht gegeben werden. Denn der Magen will für die Verdauung Ruhe haben. Für diesen Zweck ist es aber auch notwendig, daß die Kinder an eine regelmäßige Lebensweise gewöhnt werden, und ebenso zur bestimmten Zeit Morgens früh aufstehen und Abends früh zu Bette gehen, wie sie Mittags um dieselbe Stunde zu Tische gerufen werden.



Anekdoten und Witze.

Aus dem Leben des Königs Oskar I. von Schweden werden folgende interessante Details berichtet: Dieser im Jahre 1859 verstorbene leutselige Fürst liebte es, in der unscheinbarsten Kleidung die Straßen Stockholms unerkannt zu durchstreifen. So ging er auch eines Tages in diesem grauem Flaustrack und mit mächtigem Kalabrejer auf dem Kopfe spazieren, als plötzlich sein Blick auf eine Dame fiel, welche auf dem jenseitigen Trottoir gleichfalls die Straße hinaufging. Er winkte den nächsten Polizeidiener herbei, der den König jedoch nicht erkannte.

„Hör' einmal, sollen nicht alle Fußgänger, welche die Straße hinaufgehen, diese Seite des Trottoirs benützen?“

„Ja wohl, mein Herr!“

„Nun, dann sag' jener Dame, daß sie sich sogleich hieher begeben möchte.“

„Aber, mein Herr, es ist ja die Königin!“

„Gerade deshalb; die muß vor allen Anderen die Befehle respektiren! Wenn Du aber Angst hast, werde ich Dein Amt übernehmen.“

Und der König rief der Dame zu, sie möge auf die richtige Seite des Trottoirs herübergehen. Bei dem Klange der bekannten Stimme wandte sich die Königin sogleich zurück, stutzte, kam über die Straße und nahm — den Arm des Kapitalverbrechers, den der zum Tode erschrodene Polizeidiener im Geiste schon zum Schaffot gehen sah.

„Siehst Du wohl,“ sprach der König zu dem immer noch erstarrt Dastehenden, „daß die Königin die Befehle achtet; die Schuld lag allein an Dir!“

Derselbe Fürst empfing einst einige Abgeordnete aus der Provinz Dalekarlien in besonderer Audienz und fand großes Gefallen an den schlichten Bauern.

„Ich habe gehört,“ sagte er zu einem derselben, „daß ihr alle Menschen ohne Unterschied mit Du anredet?“

„Dem ist auch so, Majestät,“ erwiderte dieser, „wir nennen alle Menschen Du, nur Dich nicht!“

„Siehst Du die Tafel an dem Hause? Hier wurde Joseph Kanner geboren. Nun, wenn Du einmal stirbst, wird an dem Hause, wo Du wohnst, auch eine Tafel angebracht werden.“

„Glaubst Du? Und was wird darauf zu lesen sein?“

„Hier ist ein Zimmer zu vermieten.“

Ein französischer Arzt, über den Unterschied zwischen Rheumatismus und Podagra befragt, antwortete: „Wenn man eine Schraube nimmt, die Finger dazwischen legt und dreht, bis man es nicht länger aushalten kann, das ist Rheumatismus; dreht man aber noch einmal herum, so ist das Podagra.“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 251:

Es hat einmal ein Thor gesagt,
Daß der Mensch zum Leiden geboren worden,
Seidern ist dieß — Gott sei's geklagt! —
Der Grund aller gläubigen Thoren worden.

Charade.

Der Erste Paas gilt zwar im Rang nicht viel,
Doch Stufe ist's zu ehrenvollem Ziel.
Dem Fortmann ist in seinem Waldrevier
Die Dritte seiner Bäume liebste Tier.
Zum Ganzen, das den Männern gar so lieb,
Führt ein unwiderstehlich harter Trieb,
Und unzählbare Frauen streben,
So oft als möglich es zu geben.

Auflösung der Homonymie Seite 251:

Stift.

